

MITTEILUNGEN

DES VEREINS FÜR GESCHICHTE

UND HEIMATKUNDE

Oberursel (Taunus) e. V.



*Verein für Geschichte u. Heimatkunde
Oberursel (Taunus) e. V.*

Heft 21 · März 1978

ISSN 0342-2879

B-001-21

INHALT	Seite
Widmung für Adolf Kempf	1
Aufsätze	
Das Vortaunus-Museum in Oberursel von Werner J o r n s	2
Unser Weg zum Vortaunus-Museum von Adolf K e m p f	5
Hans Thoma und Oberursel von Waldemar K r a m e r	11
Die Baugeschichte des Hospitals in Oberursel von Hans-Hermann R e c k	19
Der Dalbisberg und die Altenhöfe von Rolf R o s e n b o h m	35
Das Geschlecht der Fleming mitsamt ihren Linien Fleming von Münster, von Husen und von Steden. I von Rolf R o s e n b o h m	45
Miszellen	
Zwei Oberurseler Grenzsteine des 17. Jahrhunderts (Fortsetzung von Heft 20) von Waldemar K o l b	17
Zwei wiedergefundene Grabplatten in der Kreuzkapelle von Waldemar K o l b	32
Der Hünerberg, die Hühnerburg und Gozzenhain? von Rolf R o s e n b o h m	34
Ein keltischer Dreiwirbelstater von der Goldgrube von Fritz S c h u m m e r	41
Die Wetterfahne auf dem Hause Strackgasse 4, Oberursel von Waldemar K o l b	48
Berichtigung zu Heft 19	44
Anschriften der Verfasser	
JORN S, Dr. Werner, Gundolfstraße 11, 6100 Darmstadt	
KEMPF, Adolf, Meiersberg 7, 6370 Oberursel 1	
KOLB, Waldemar, Kolbergerstraße 30, 6370 Oberursel 5	
KRAMER, Dr. Waldemar, Berliner Straße 8a, 6370 Oberursel 1	
RECK, Hans-Hermann, Dornholzhäuser Straße 14, 6370 Oberursel 3	
ROSENBOHM, Dr. Rolf, Hohenwaldstraße 21, 6374 Steinbach	
SCHUMMER, Fritz, Rentbachweg 1a, 6242 Kronberg/Ts.	

Die „Mitteilungen“ erscheinen seit 1963 in zwangloser Folge und sind für die Mitglieder kostenlos. Weitere Exemplare einzelner Hefte sind bei der Geschäftsstelle erhältlich.
Schutzgebühr für die Hefte Nr. 1—10: je DM 1,50, Nr. 11—15: je DM 3,—, Nr. 16—19: je DM 4,—, Nr. 20: DM 5,—.

Herausgeber: Verein für Geschichte und Heimatkunde Oberursel (Taunus) e.V., Postf. 1146, 6370 Oberursel.
Geschäftsstelle: Hospitalstraße 9 II, Hospital, 6370 Oberursel. Konten: Nassauische Sparkasse, Zweigstelle Oberursel, Nr. 258 016 246, Postscheckamt Frankfurt am Main Nr. 80 27-664.

Schriftleiter: Waldemar Kolb, Kolbergerstraße 30, 6370 Oberursel 5. Abschriften oder Auszüge nur mit Genehmigung des Schriftleiters.

Gedruckt mit Unterstützung der Stadt Oberursel.

Druck von W. Kramer & Co. oHG. in Frankfurt am Main.

ISSN 0342-2879

Dieses vorliegende Heft 21 der „Mitteilungen“ widmen Vorstand und Verein für Geschichte und Heimatkunde Oberursel ihrem langjährigen ersten Vorsitzenden, dem unermüdlichen Förderer des Vortaunus-Museums und jetzigen Vorsitzenden des Kuratoriums Vortaunus-Museum

Adolf Kempf

zur Vollendung des 70. Lebensjahres am 23. April 1978.

Adolf Kempf war Gründungsmitglied unseres Vereins und wurde bald in den Beirat berufen. Dann wurde er als Schriftführer in den Vorstand geholt und schließlich im Januar 1967 von der Mitgliederversammlung auf drei Jahre zum zweiten Vorsitzenden gewählt. Schon nach einem Jahre war er genötigt, den ersten Vorsitzenden zu vertreten und nach dessen alsbaldigem Rücktritt die Leitung des Vereins allein zu übernehmen. Die Hauptversammlung Anfang 1970 wählte ihn nunmehr zum ersten Vorsitzenden. Dieses Amt hat Adolf Kempf nach zweimaliger Wiederwahl in den Jahren 1973 und 1976 bis vor wenigen Wochen ausgeübt.

Wir verdanken Adolf Kempf nach einer stürmischen Gründungsperiode die sichere Fortführung unseres Geschichtsvereins. Es gelang ihm in den zehn Jahren, die bereits vorher ansehnliche Mitgliederzahl von knapp 450 auf annähernd 600 anzuheben. Aufgrund seiner beharrlichen Bemühungen konnte der Verein ein bisher lückenloses Programm von weitgestreuten Veranstaltungen mit immer abwechslungsreichen Vorträgen, Besichtigungen und Exkursionen bieten.

Adolf Kempf hat in vielen Verhandlungen dem Verein zielbewußt ein dauerhaftes, zentral gelegenes Heim im Alten Hospital mit einer abgerundeten Ausstattung, geeignet für eine fruchtbare Entfaltung, verschafft. Er begründete

die musealen Ausstellungen in unserer Stadt und veranstaltete eine Reihe von Kunstausstellungen, die sämtlich eine breite Beachtung gefunden haben.

Seiner besonderen Förderung durfte sich der Arbeitskreis für Vor- und Frühgeschichte erfreuen, dessen fachkundig beratene und unterstützte Tätigkeit besonders viele jugendliche Mitglieder anzog. Aus diesem Arbeitskreis erwachsen ihm die eifrigsten Helfer bei der Gestaltung des Vortaunus-Museums.

Mit der Gründung des Vortaunus-Museums, dessen erste Abteilung im Frühjahr 1976 eröffnet wurde, hat Adolf Kempf sich und dem Verein ein bleibendes Denkmal und der Stadt Oberursel und ihren Bürgern eine von der Fachwelt anerkannte erstklassige kulturelle Einrichtung geschaffen. Als Initiator des „Kuratoriums Vortaunus-Museum e.V.“ schuf er gleichzeitig — nach Jahrzehnten vergeblicher Bemühungen mehrerer Vorläufer — sowohl für das Vortaunus-Museum wie auch für die Hans-Thoma-Gedächtnisstätte eine gesicherte Grundlage.

Wir wünschen unserem lieben verehrten Adolf Kempf, dessen Maxime es stets war, anderen zu helfen und Freude zu bereiten, noch viele glückliche Jahre inmitten seiner Familie und unserem Verein noch lange seinen freundschaftlichen und erfahrenen Rat.

Das Vortaunus-Museum in Oberursel

Von Werner J o r n s

Die Idee für ein Museum des Vortaunus-Raumes ist nicht erst heute entstanden. Bemühungen um ein Heimatmuseum in Oberursel sind schon um die Jahrhundertwende festzustellen. Auch die Satzung des Vereins für Geschichte und Heimatkunde Oberursel (Taunus) e. V. (im folgenden „Geschichtsverein“ genannt) vermerkt die Gründung eines Heimatmuseums ausdrücklich als eines ihrer Ziele. Nicht zuletzt ist gerade das Erinnerungsvermögen für jeden Menschen, ungeachtet seiner Herkunft und seines Standes, ein Lebensbedürfnis. Schule und Beruf, aber auch Wechselfälle des Lebens dienen schon einige Jahrzehnte später als Orientierungsdaten und als gemeinschaftsbildendes Element. Darüber hinaus macht die tägliche Umwelt mit allen ihren Veränderungen nachdenklich. Familie, Haus, Straße und Stadt sind ständigen Veränderungen unterworfen. Bilder oder Gegenstände dokumentieren für den einen oder anderen oftmals Erinnerung an jene vielzitierte „Gute alte Zeit“. Irgendwann kommt auch die Idee, solche Geschehnisse für die Nachbarn und für die jüngere Generation festzuhalten, gleichsam als Rechtfertigung gegenüber den Vorfahren, die gewiß nicht schlechter ihren Alltag gemeistert haben.

Adolf Kempf, der 1. Vorsitzende des Geschichtsvereins, hat für die Eröffnung des Vortaunus-Museums am 29. April 1976 den Weg von einer kleinen Ausstellung im Frühjahr 1970 über neun weitere Präsentationen von Kulturgütern aus Gegenwart und Vergangenheit beschrieben und dabei ein gleichbleibendes starkes Interesse verzeichnen dürfen. Auch Bürgermeister und Magistrat konnten sich den in vier Jahren immer stärker gewordenen Wünschen nach einem ständigen Heimatmuseum nicht mehr entziehen. Selbst die härtesten Kritiker mußten bemerken, daß sich hier eine Bürgerinitiative gebildet hatte, die keineswegs nur einige wenige Bildungshungrige umfaßte. Ur- und Frühgeschichte, Entwicklung von Handwerk und Industrie, Begeisterung für alle Äußerungen der bildenden Künste, und nicht zuletzt die in Jahrmillionen ent-

standenen Erdschichten und Gesteine von Taunus und Vortaunus wurden bereits in speziellen Arbeitsgruppen eifrig diskutiert.

Das vor rund zwei Jahrhunderten erbaute Gesellschaftshaus Marktplatz Nr. 1, der sog. „Felsenkeller“, wegen seiner tiefen Gewölbe einer einstigen Brauerei und seines darüber errichteten großen Tansaales besonders geeignet, könnte den Wünschen nach einer, von den Initiativgruppen angestrebten Ausstellungs- und Bildungsstätte genügen, wenn der Magistrat einer Umwidmung zustimmte. Im Jahre 1973 war der Weg nach Auflösung zweier Notwohnungen frei. Der Magistrat ließ durch sein Bauamt Trennwände im einstigen Tansaal entfernen und alle Installationen für Wasser, Strom und Gas erneuern.

Die Feinarbeit in den künftigen Museumsräumen sowie der Ankauf geeigneter Vitrinen und nicht zuletzt die Einrichtung der vor- und frühgeschichtlichen Abteilung zog sich über die Jahre 1974 und 1975 hin, zumal die kleine Arbeitsgruppe von Geschichtsfreunden zu gleicher Zeit archäologische Notdienste an zahlreichen Bauaufschlüssen im Einzugsgebiet des im Aufbau befindlichen Vortaunus-Museums wahrzunehmen hatte.

Ende April 1975 wurde über den Ausschuß für Kultur-, Jugend-, Sport- und Partnerschaftsfragen die Stadtverordnetenversammlung umfassend über alle vorbereitenden Arbeiten zugunsten des Vortaunus-Museums unterrichtet; selbst hartnäckige Zweifler konnten dabei überzeugt werden. Für den Fortgang der angelegenen Aktionen durften die im Geschichtsverein zusammengeschlossenen Arbeitskreise weitere Unterstützung des Magistrats erwarten. Ein Jahr später wurde das neu geschaffene „Vortaunus-Museum“ am 29. April 1976 offiziell eröffnet. Ein Vierteljahr zuvor, am 17. Januar 1976, waren bereits dem Magistrat und den Stadtverordneten Teile des werdenden Museums vorgestellt worden.

Seitdem steht das Vortaunus-Museum gleichwertig neben den anderen Kultur- und Bil-

dungsangeboten einer weltoffenen kleinen Stadtgemeinde im Vorfeld der großen Handels- und Wirtschaftsmetropole Frankfurt. Dabei bilden die enge Nachbarschaft zwischen Stadtverwaltung, Schulen und Erwachsenenbildung sowie den der Geschichte, Kunst und Heimatpflege verpflichteten Gruppen die besten Voraussetzungen für ein lebendiges Museum. Jahr für Jahr wird seitdem durch zusätzliche Präsentationen, aber auch durch Vorträge und Lehrwanderungen der solide Museumsfundus dank dem Eifer seiner Mitarbeiter und Freunde erweitert.

Der neue Bildungsmittelpunkt, erfüllt von der Vielfalt seiner Gruppen, soll nach und nach alle von Natur und Mensch ausgelösten Geschehnisse beispielhaft veranschaulichen. Zwischen Taunuskamm und Nidda erstreckt sich das Arbeitsfeld und Einzugsgebiet dieses neuen Museums.

Innerhalb der Stadtentwicklung bietet allein schon die Geschichte der rund 60 Mühlen aller Art, der Kupfer- und Eisenhämmer, der Töpfer, Stockmacher sowie der Drucker Henricus und Sutor der einstigen Ursellis-Offizin ein Programm, das wegen seiner Vielfalt Beachtung verdient. Eine Darstellung der Oberurseler Motorenfabrik, heute ein Glied im weltbekannten Klöckner-Humboldt-Deutz-Werk, dürfte die Pilotstellung des Oberurseler Betriebes zur Entwicklung des Gasmotors „Gnom“ zu würdigen haben.

Die im Geschichtsverein durch rührige Arbeitskreise entwickelten Initiativen sind im Sommer 1977 in einem „Kuratorium Vortaunus-Museum e. V.“ zusammengefaßt worden, um noch gezielter die Mittel zur Betreuung des Museums sowie zum Ankauf neuer Exponate beschaffen und bereitstellen zu können. Auch die tägliche Pflege der Räume einschließlich Heizung und Beleuchtung sind dabei nicht zu unterschätzende Faktoren. Der Einsatz eines Hausmeisters und in absehbarer Zeit eines hauptamtlichen Graphikers und Präparators sind trotz aller frei-

willigen Einsätze für ein lebendiges Museum unentbehrlich.

Die Altstadtsanierung hat der Stadtverwaltung die Integrierung der „Hans-Thoma-Gedächtnisstätte“, einer Stiftung der Oberurseler Bürgerin Sofie Bergmann-Küchler, in das Vortaunus-Museum ermöglicht. Im hälftigen Teil des großen Tanzaales können nun seit Herbst 1976 Werke des neben Böcklin und Leibl zum Kreis der Münchener Neuidealisten gehörigen Hans Thoma besichtigt und studiert werden.

Im neuen Hans-Thoma-Saal des Vortaunus-Museums kann man an Stellwänden sowie in Hoch- und Flachvitriolen den vielfältigen Nachlaß des großen Künstlers an Skizzen, Graphiken, Ölbildern und kunstgewerblichen Arbeiten neu für unsere Zeit entdecken. Das Kuratorium des Vortaunus-Museums e. V. wird dabei um einen turnusmäßigen Wechsel der Exponate bemüht sein.

Herr Dr. Waldemar Kramer würdigt im übrigen in diesem Heft umfassend die Persönlichkeit und die besondere Verbindung von Hans Thoma zu Oberursel.

Die andere Hälfte des großen Tanzaales ist überzeugend in vier Kojen durch Standvitriolen, wandgroße Luftbildfotos und Pläne der großen vorgeschichtlichen Geländedenkmäler sowie erläuternde Tafeln oder Rekonstruktionszeichnungen gegliedert. Dabei muß man im Augenblick noch in Kauf nehmen, daß der Zugang über den Hans-Thoma-Saal den Besucher beim Übergang zum Altertum zuerst mit den jüngeren Abschnitten der Eisenzeit konfrontiert. Dieses Provisorium hört jedoch auf, sobald der marktseitige Hauptbau des einstigen „Felsenkellers“ restauriert sein wird. Dort wird bereits in einem Eckraum mit drei Großvitriolen dem Besucher der „Einstieg“ in die ferne Welt der Stein-, Kupfer- und Bronzezeit ermöglicht. Der Informationsstrom ist zwar im Augenblick noch etwas spärlich, doch dürften schon in absehbarer Zeit durch die Übernahme weiterer Sammlungen aus dem Vortaunus diese Lücken geschlossen werden können. Auch ist es ein

großer Vorteil, dem Besucher durch eine typische Auswahl von Zeugnissen der einstigen materiellen Kultur den Urkundenwert zu Fragen der Siedlungsgewohnheiten, des Ackerbaues wie der Viehzucht, des Handwerks und der Technik sowie nicht zuletzt der religiösen Vorstellungen und der Totenfürsorge zu erläutern. Aus diesen Fragenkomplexen sind einige bereits in den gegenwärtigen Ausstellungen ausgebreitet worden.

Das Kernstück der Präsentation von Bodenfunden der jüngeren Bronzezeit, der sog. Urnenfelderkultur, der älteren und jüngeren Eisenzeit sowie der römischen Kulturperiode aus dem Raum zwischen Taunuskamm und Nida ist im großen Tanzsaal in vier offenen Kojen übersichtlich geordnet. In neun Vitrinen werden in zeitlicher Abfolge Themen der antiken Sachkultur wie Urnengrab, breitflächige Siedlungsreste mit markierter Testfläche, Hortfund, Bronzeuß, Eisentechnik — von der Verhüttung bis zur schmiedegerechten Verarbeitung —, Vielfalt von Hausrat, Hausbau und Siedlung, Handwerk, Handel und Landwirtschaft, Religion behandelt. Die Deutung von Geländedenkmälern wird durch eindrucksvolle Luftbilder, sorgfältige Planaufnahmen sowie große maßstabgerechte Modelle morphologischer Geländeauschnitte wie beispielsweise des keltischen Oppidums Goldgrube-Altenhöfe mit Einschluß des Heidetränktales versucht und in die oben genannten vor- und frühgeschichtlichen Kulturperioden ohne Verpflichtung einer abschnittswisen Wiederholung eingebunden.

Man hat sich auf signifikante Erscheinungen konzentriert. Ein Urnengrab mit seiner Vielzahl an Beigaben veranschaulicht die typische Erscheinungsform der spätbronzezeitlichen Urnenfelderkultur.

Die Probleme einer Siedlungsgrabung, allein mit dem Mißverhältnis von ursprünglicher Anlage und Ausdehnung eines vorgeschichtlichen Dorfes gegenüber den begrenzten Möglichkeiten einer Testfläche werden anhand guter Fotos verdeutlicht. Das spätbronzezeitliche

Beispiel auf einem fast ebenen Acker der Vortaunuslandschaft könnte ebenso gut auch auf die im hängigen Gelände der Goldgrube zu beobachtenden jungeneisenzeitlichen Wohnterrassen übertragen werden. Der ausgestellte, napoleonshutähnliche große Mahlstein aus Lungenbasalt des Neuwieder Beckens und das drehbare Paar eines bis zum Frühmittelalter gebräuchlichen Handmühlentyps dokumentieren technische Entwicklungen vor- und frühgeschichtlicher Kulturepochen wie auch Handelsverbindungen.

Die Deutung topographischer Bezeichnungen, wie das vom griechischen Geographen Ptolemaios für das 2. vorchristliche Jahrhundert überlieferte ARTAUNON mit guten Gründen für das keltische Oppidum Goldgrube versucht wird, spricht ein wesentliches Anliegen der Altertumsforscher an: Archäologische Denkmäler und Funde mit den Schriftquellen der Antike zu verknüpfen. Offensichtlich dürften Zusammenhänge zwischen dem vorrömischen Oppidum Goldgrube über dem Heidetränktales und dem späteren Hauptort Nida-Hedderheim der römischen Civitas Taunensium bestanden haben.

Eine Auswahl von Fundmünzen, darunter die nördlich des Rheines auf Goldgrube und Bad Nauheim konzentrierten, heben mit einem typischen Gepräge erneut die Bedeutung dieser Region hervor. Das aus diesem Münztyp entwickelte Museumssymbol charakterisiert die heute nicht mehr selbstverständliche Haltung von Vereinsmitgliedern und rührigen Kräften einer Arbeitsgemeinschaft für Vor- und Frühgeschichte, die die urkundliche Auswertung von Fundstücken innerhalb einer geordneten Sammlung höher schätzt als eigensüchtige Gier nach Altertümern.

Eine wandtafelgroße Fundkarte zeigt Stand und Aufgaben archäologischer Forschung zwischen Taunuskamm und Nidda-Fluß auf, während ein breites Band in farblicher Unterscheidung die Relationen zwischen Kulturablauf und absoluter Zeitmessung veranschaulicht. Man

könnte die zunehmende Akzeleration kulturgeschichtlicher Prozesse auch mit dem 12-Stunden-Rhythmus unserer Uhren vergleichen. Wenn wir dabei ein Jahrhundert einer Minuteneinheit gleichsetzen, dann brauchte man nur sechs bis sieben Minuten zur Raffung von der Jungsteinzeit bis zur Gegenwart, alle restlichen elf Stunden und 53 bzw. 54 Minuten wären für den Ablauf von Alt- und Mittelsteinzeit aufzuwenden.

Als Zeitband oder als Uhr können kulturgeschichtliche Relationen verständlich gemacht werden. Die eifrige vor- und frühgeschichtliche Arbeitsgemeinschaft im Vortaunus-Museum zu Oberursel hat erfolgreich die stummen Urkunden aus dem Altertum eines begrenzten Raumes übersichtlich geordnet. Der normale Besucher wird dabei fasziniert von der Vielfalt der

Präsentationen. Die Schulen können eine Fülle von Themen neben der die Geschichte erweiternden Gesellschaftslehre auch für andere Unterrichtsfächer nutzen.

Das neue Museum ist kein Haus mit verstaubten Raritäten, sondern eine Kultur- und Arbeitsstätte, die nach Abschluß der Planungen viele Prozesse aus Natur und Geisteswelt einer begrenzten Region veranschaulichen möchte.

Sein Initiator Adolf Kempf, der Leiter des „Kuratoriums Vortaunus-Museum e.V.“, hat unermüdlich kostbare Freizeit geopfert. Zu seinem 70. Geburtstag werden ihm alle Mitarbeiter und Freunde mit dem unumstößlichen Willen zur Fortsetzung dieses kulturgeschichtlichen Auftrages, damit die guten Ansätze nicht verkümmern, den schönsten Dank entgegenbringen.

Unser Weg zum Vortaunus-Museum

Von Adolf Kempf

Seit der Jahrhundertwende sind immer wieder Versuche unternommen worden, in Oberursel ein Heimatmuseum ins Leben zu rufen. Leider waren die Zeitumstände diesen Bemühungen nicht günstig, es kam nie zur Ausführung. Auch der Heimatkundliche Arbeitskreis setzte diese Bemühungen fort. So ist es auch nicht zu verwundern, daß in den Satzungen des Vereins für Geschichte und Heimatkunde Oberursel e.V. unter den Zielsetzungen des Vereins die Hilfe zur Schaffung eines Heimatmuseums zu finden ist. Aus den privaten Sammlungen der Mitglieder wurden einzelne Stücke zur Verfügung gestellt, Gegenstände, die in unseren Fluren, Gärten, im Wald, bei Wanderungen oder dem Besuch der Ausgrabungen in Nida (Heddernheim) gefunden wurden. Auch Bilder „aus der

Jugendzeit“, die auf Dachböden lange Jahre geschlummert hatten, fanden ihren Weg zum Geschichtsverein. Alle diese Dinge wurden auf unserer Geschäftsstelle im Hause Marktplatz 1 zusammengetragen und ghortet, ein Anfang, viel zuwenig, um damit ein Heimatmuseum zu eröffnen.

Aber die Idee ließ uns nicht los, und als im Frühjahr 1970 von der Stadt Oberursel der Ruf erging, sich an den Veranstaltungen des Tages der offenen Tür zu beteiligen, beschlossen wir, eine kleine Anzahl der gesammelten Güter zur Schau zu stellen. Ein Raum unserer Geschäftsstelle wurde ausgeräumt und unter primitiven Umständen auf weiß bezogenen Bänken und Tischen allerlei, das uns sehenswert erschien, ausgelegt. Diese kleine Ausstellung¹ am

25. April 1970 stand unter keinem besonderen Motto und zeigte eigentlich nur unsere Bemühungen, Gegenstände für ein Heimatmuseum zusammenzubringen. Immerhin wurde diese kleine Ausstellung von etwa 150 Personen besucht.

Damit waren wir für den Anfang zufrieden. Der Erfolg veranlaßte uns, noch im gleichen Jahr zum Heimmattag vom 3. bis 5. Juli 1970 eine weitere Ausstellung² in etwas vergrößertem Rahmen der Öffentlichkeit vorzustellen. Rund 400 Personen bekundeten durch ihren Besuch ihr Interesse an unseren Bestrebungen. Der sichtbare Fortschritt war der schönste Dank für unsere Mühen.

Die weit über die Grenzen von Oberursel hinaus bekannten Oberurseler Künstler Rolf Winter, der Maler und Dichter, und sein Bruder Harald Winter, der Bildhauer (beide Söhne des Kronberger Malers Heinrich Winter), waren 1969 bzw. 1970 gestorben. Was lag näher, als dieser beiden mit einer Ausstellung ihrer Werke zu gedenken. Aus dem Nachlaß und aus Leihgaben konnten wir eine „Rolf-und-Harald-Winter-Gedächtnis-Ausstellung“³ schaffen, die in der Bevölkerung unserer Stadt und weit über ihre Grenzen hinaus Anklang fand. An den beiden Ausstellungstagen, 21. und 22. November 1970, konnten wir über 400 Besucher begrüßen. Die Stadt Oberursel fühlte sich danach bewogen, eine kleine Straße in der Nähe der früheren Wohnung der Künstler nach ihnen zu benennen.

Im Verlauf des Jahres 1970 hatten wir einen Foto-Wettbewerb mit dem Thema „Unsere Stadt“ ausgeschrieben. Es bot sich an, die eingesandten und prämierten Bilder für die nächste Ausstellung vorzusehen. Auch hatte uns eine gütige Fügung zwei junge Leute zugeführt, die sich eifrig an die Aufarbeitung der vorhandenen römischen Scherben machten und als Folge dieser Arbeiten den vorgeschichtlichen Arbeitskreis des Vereins ins Leben riefen. So konnten wir dem nächsten Tag der offenen Tür getrost entgegensehen, hatten wir doch jetzt genügend

unbekanntes Material. Die Ausstellung am 15./16. Mai 1971 lief unter dem Motto „So sieht unsere Altstadt heute aus“ und „Ausgrabungsfunde aus Nida“⁴. Auch diese Ausstellung fand das Interesse von etwa 400 Personen.

Die erste „Heimatkundliche Ausstellung“⁵ am 3. und 4. Juli 1971 zeigte Funde aus Oberursel, Töpferwaren der letzten Oberurseler Töpferei Borzner sowie Bilder des früheren Stadtbaumeisters Carl Runkwitz. Die Töpferwaren wurden dem Geschichtsverein von dem Neffen des letzten Töpfers vermach. Die Tochter von Carl Runkwitz hat die in ihrem Besitz befindlichen



Abb. 1: Ausstellung „Ausgrabungsfunde aus Nida“ (15./16. Mai 1971). Foto: Adolf Kempf.

Bilder ihres Vaters dem Geschichtsverein zugedacht. 200 Personen suchten an diesen beiden Tagen unsere Räume auf, um sich diese Ausstellung nicht entgehen zu lassen.

Das gute Gelingen der Ausstellung mit Werken der Brüder Winter im Jahre 1970 ließ uns an eine Fortsetzung von Kunstausstellungen denken. Wir glaubten, daß sich eine Tradition herausbilden werde, als wir uns entschlossen, am 6. und 7. November 1971 zur „Kunstausstellung 71“ mit Werken von Hanny Franke und Friedrich Bingel⁶ einzuladen. Der Besuch von über 400 Personen aus nah und fern zeigte uns, daß wir auf dem richtigen Weg waren. Besonders die Bilder von Hanny Franke, dem letzten Maler der Frankfurter/Kronberger Malerschule, fanden großes Interesse.

Auch zum Heimattag 1972 am 1. und 2. Juli wurde die nun schon Tradition gewordene Ausstellung unter ein Leitwort gestellt, nämlich „Karl Mahr, Holzschnitte, Holzstiche und Zeichnungen“⁷. Karl Mahr war den Oberurselern kein Fremder; er hatte bis zu seiner Berufung als Professor nach Berlin sechs Jahre sein Atelier in der Turmstube der St.-Ursula-Kirche. Viele Oberurseler, die ihn noch gekannt hatten, kamen und erzählten Begebenheiten aus der Zeit seines Aufenthaltes in unserer Stadt.

Etwa 350 Besucher konnten wir in unserem Gästebuch verzeichnen.

Ende 1972 beging der Geschichtsverein sein zehnjähriges Bestehen. Wir wollten diese ersten zehn Jahre nicht abschließen, ohne der Öffentlichkeit wieder etwas von unserer vielseitigen Arbeit zu zeigen. Und so verfielen wir wieder auf eine Ausstellung. Angeregt durch unsere Ausstellungen mit Funden aus Nida und besonders aus Oberursel war eine Gruppe von vorgeschichtlich interessierten Leuten zu uns gestoßen, die selbst schon Grabungen durchgeführt hatten und die nunmehr unseren vorgeschichtlichen Arbeitskreis bereicherten. Es lagen nun bereits so viele vorgeschichtliche Funde vor, daß wir eine Ausstellung „Aus der Vor- und Frühgeschichte der Oberurseler Gegend“⁸ vom 11. bis



Abb. 2: Bürgermeister Beil eröffnet die „Kunstausstellung 71“ (6. November 1971). Foto: Waldemar Kolb.

26. November 1972 aufbauen konnten. In einem Erdgeschoßraum hatten unsere Mineralogen Steine und Mineralien unserer Heimat zusammengetragen und dazu eine Dia-Schau über die erdgeschichtliche Entwicklung unseres Raumes erarbeitet. Im Obergeschoß wurden die vorgeschichtlichen Funde unserer Gegend, insbesondere von Goldgrube, Altkönig, aber auch Oberursel selbst, gezeigt. In wochenlanger Arbeit waren Geschäftsvitrinen, die wir günstig erwerben konnten, umgebaut worden; fleißige Hände hatten ein Modell der Ringwallanlagen auf Goldgrube, Altenhöfe und Altkönig gebaut.

In dieser Schau wurde nun zum ersten Mal dokumentiert, daß der Verein nicht nur Sammel­tätigkeit betrieb, sondern daß auch aktive archäologische Arbeit in seiner Arbeitsgemeinschaft für Vor- und Frühgeschichte geleistet wurde. Sie setzte uns in die Lage, eigene Ausgrabungsfunde zu zeigen, die in unserer Gegend einmalig sind. Diese Ausstellung war in der Zeit vom 11. bis 26. November 1972 nur an fünf Tagen geöffnet und wurde von über 2000 Personen besucht.

Eine Ausstellung von ganz besonderem Reiz, nämlich „Englische Ritter (brass rubbings)“, wurde in der Zeit vom 28. Dezember 1972 bis 5. Januar 1973 von 300 Personen besucht.

Schließlich ist noch die Ausstellung „10 Jahre Partnerschaft¹⁰“ anläßlich der Zehnjahresfeier der Partnerschaft mit der Stadt Epinay zu erwähnen, für die etwa 350 Personen, darunter die Abordnungen der Partnerstadt, ihr Interesse bekundeten. Sie war vom 4. bis 12. Mai 1972 zugänglich.

Bei diesen zehn Ausstellungen konnten wir wertvolle Erfahrungen über Zusammenstellung und Aufbau sammeln. Das Interesse, das diesen Veranstaltungen seitens der Bevölkerung entgegengebracht wurde, gab uns den Mut, jetzt an die Schaffung eines Museums heranzutreten.

In der großen Dokumentation „Aus der Vor- und Frühgeschichte der Oberurseler Gegend“



Abb. 3: Die Gäste der Ausstellung „Aus der Vor- und Frühgeschichte der Oberurseler Gegend“ während der Begrüßungsansprache (11. November 1972). Foto: Waldemar Kolb.

haben wir in der Begrüßungsansprache dargelegt, daß nunmehr aus den Erfahrungen der vielen vorausgegangenen Ausstellungen heraus eine Schau geschaffen wurde, die den Grundstein für das nunmehr endgültig zu errichtende Museum in Oberursel bilden sollte. In der Antwort des Bürgermeisters wurde die Hilfe der Stadt Oberursel zugesagt und auch in der darauf folgenden Zeit gewährt. Zunächst wurden zwei Notwohnungen in dem früheren Tanzsaal des Ratskellers zur Verfügung gestellt. Die Restaurierungsarbeiten begannen mit Hilfe des Bauamtes im Jahr 1973. Es mußten die seinerzeit eingezogenen Trennwände entfernt, Unterzüge eingebaut, sämtliche Installationen für Licht, Gas und Wasser herausgerissen und erneuert werden. Dann erst konnte mit der Neugestaltung begonnen werden, die zu einem großen Teil von Mitgliedern des Vereins in freiwilliger Arbeit in der Freizeit geleistet wurde.

Nachdem diese grundlegenden Arbeiten beendet waren, begann die Feinarbeit in dem Raum. Parallel hierzu lief die Beschaffung neuer Vitrinen. Nach mehrmaligen Ausschreibungen des städtischen Bauamtes — unter Mitwirkung des Kulturamtes — wurde der Auftrag im Mai 1974 vergeben. Die Lieferung erfolgte im Oktober des gleichen Jahres; die endgültige Aufstellung zog sich aber noch bis Dezember hin. Erst jetzt konnte mit den endgültigen Planungen für die Innengestaltung der Vitrinen begonnen werden. Alle diese Arbeiten wurden von ehrenamtlichen Kräften des Vereins in ihrer Freizeit ausgeführt, und es muß an dieser Stelle betont werden, daß von den gleichen Geschichtsfreunden im gleichen Zeitraum auch noch mehrere Grabungen und Notbergungen durchgeführt werden mußten, die zeitlich unaufschiebbar waren, denn Kanalbauarbeiten oder Feldbestellungen dulden keinen Aufschub.

Am 29. April 1975 konnte dem Ausschuß für Kultur-, Jugend-, Sport- und Partnerschaftsfragen der Stadtverordnetenversammlung dargelegt werden, wie weit die Gestaltung des Museums gediehen war. Dies war leider not-

wendig geworden, nachdem Personen, die keinen Einblick in die Interna des Geschichtsvereins hatten, behauptet hatten, „im Museum habe sich nichts getan und werde sich künftig auch nichts tun“. Die Herren überzeugten sich in einer weiteren Sitzung an Ort und Stelle von dem Fortgang der Arbeiten und sicherten ihre weitere Unterstützung zu.

Endlich, am 17. Januar 1976, wurde im Beisein des Magistrats und der Stadtverordneten die erste Abteilung des „Vortaunus-Museums“ eröffnet. Nach endgültiger Fertigstellung einiger noch fehlender Ausstellungsstücke konnte das Museum dann am 29. April 1976¹¹ endgültig der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Staatliche und kommunale Vertreter, solche aus Wirtschaft, Wissenschaft und Forschung, die Geistlichkeit, die Lehrerschaft, Freunde und Gönner des Vereins bekundeten ihr Interesse und ihre Anteilnahme an diesem für unsere Stadt bedeutenden Ereignis. Nach sieben Jahrzehnten war es nun gelungen, ein Werk zu schaffen, das oft angestrebt, aber niemals zur Ausführung gekommen war.

Wir haben dem Museum den Namen „Vortaunus-Museum“ gegeben. Die Bezeichnung „Heimatomuseum“ wurde verworfen, weil wir kein Heimatmuseum im althergebrachten Stil aufbauen wollten und unser Bestreben dahin ging, im „Vortaunus-Museum“ etwas Einmaliges für diese Gegend entstehen zu lassen, in dem Oberursel der Mittelpunkt sein sollte. So wie beispielsweise Bad Homburg mit seinem Hutmuseum etwas Besonderes zeigt oder Eppstein ein Burgmuseum mit engem Bezug zur Stadtgeschichte, wollen wir etwas für das Vortaunusgebiet Aussagekräftiges zur Schau stellen. Wir leben in einem geschichtsträchtigen Raum, der sich vom Taunuskamm bis zur Nidda erstreckt. Grabungen und Funde haben erwiesen, daß das Vortaunusgebiet uralter Siedlungsraum ist, und gerade die vorgeschichtlichen Funde haben uns bewogen, für das Museum die Bezeichnung „Vortaunus-Museum“ zu wählen.

Die erste Abteilung des Museums steht. Wie soll es nun weitergehen? In diesem Museum soll noch mittelalterliche und neuzeitliche Geschichte dargestellt werden, soweit dies im Rahmen eines Museums und vor allem der gegebenen Möglichkeiten überhaupt durchführbar ist. Wir denken weiterhin an die Darstellung von typischem Gewerbe, das sich im Laufe der Jahrhunderte am Urselbach angesiedelt hatte, gab es an diesem doch bis zur Einmündung in die Nidda 40 und mehr Mühlen und Werke aller Art.

Eine sichtbare Dokumentation ist bereits im Museumshof aufgebaut, nämlich der letzte Sensenhammer, einmalig für unsere Gegend. Der Geschichtsverein besitzt weiterhin eine gute Mineraliensammlung mit einer Dia-Schau der geologischen Entwicklung unseres Raumes.

Töpferwaren des letzten Oberurseler Töpfers Borzner sowie eine Dia-Schau von Töpferwaren der Töpferei Kappus. Uns liegen die Werkzeuge und Produkte der Oberurseler Stockmacher und Drechsler vor, und ebenso können wir eine Dokumentation über die hier ansässig gewesene Schuhmaschinenindustrie aufbauen.

Außerdem soll die Entwicklung des Gasmotors, des „Gnom“, sowie anderer Motoren der Motorenfabrik Oberursel — heute Klöckner-Humboldt-Deutz — gezeigt werden. Auch die Ursellisdrucke des 16. Jahrhunderts der Oberurseler Drucker Henricus und Sutor, von denen sich über 200 der 400 überhaupt bekannten Werke im Stadtarchiv befinden, sollen in einer Sonderschau zur Ausstellung gelangen. Weiter werden auch Künstler aus Oberursel und Umgebung eine Heimstadt im Vortaunus-Museum finden. So haben uns die Erben der Brüder Winter Gemälde, Zeichnungen, Entwürfe und Skulpturen gestiftet. Frau Mahr hat Holzstiche und Zeichnungen ihres Mannes, der sechs Jahre sein Atelier im Kirchturm der St.-Ursula-Kirche hatte, dem Geschichtsverein überreicht.

Dank finanzieller und materieller Förderung durch die Stadt Oberursel, von Geld- und Sachspenden sowie Hilfeleistungen Oberurseler

Unternehmen und Beihilfen des Hessischen Museumsverbandes konnte in den letzten Jahren die erste Abteilung des Vortaunus-Museums geschaffen werden. In Tausenden von Arbeitsstunden hat der vorgeschichtliche Arbeitskreis des Geschichtsvereins diese erste Abteilung „Vor- und Frühgeschichte“ im Vortaunus-Museum aufgebaut. Diesen Freunden gebührt besonderer Dank für ihre Mühe, Arbeit und Ausdauer. Es war gewiß nicht leicht, über Jahre hinweg unverrückbar an dem angestrebten Ziel festzuhalten und es zu einem gewissen Abschluß zu bringen.

Im Jahr 1976 konnte auch die zweite Hälfte des früheren Tanzsaales im Rahmen der Altstadtanierung für Museumszwecke hergerichtet werden. Damit war endlich der Weg dafür frei, die „Hans-Thoma-Gedächtnisstätte“ — eine Stiftung der Oberurseler Bürgerin Sophie Küchler-Bergmann — zu überarbeiten und vom alten Rathaus in die neuen Räume zu verlegen. Diese Überarbeitung ist ausgezeichnet gelungen¹² und findet seit dem 26. Februar 1977 allseits Bewunderung und Anerkennung.

Vortaunus-Museum und Hans-Thoma-Gedächtnisstätte sind eröffnet. Räumliche Veränderungen zeichnen sich ab, die eine wesentliche Erweiterung der Schausammlungen ermöglichen werden. Der Geschichtsverein kann aber den weiteren Ausbau und die Betreuung nicht allein tragen, damit wäre er überfordert. Auf unseren Vorschlag hin haben die Stadt Oberursel und der Verein für Geschichte und Heimatkunde im Sommer dieses Jahres ein „Kuratorium Vortaunus-Museum e. V.“ gegründet, das die Aufgabe der Führung, Betreuung und Erweiterung des Museums übernommen hat. Auch obliegt ihm die Beschaffung und Bereitstellung der erforderlichen Mittel.

In unermüdlichem Einsatz ist es gelungen, ein seit Jahrzehnten angestrebtes Ziel Wirklichkeit werden zu lassen, etwas anders als es sich mancher vorgestellt hat, aber in seiner Art bis jetzt einmalig in unserem Gebiet. Möge der rastlose und uneigennützig Einsatz und die

Mühen aller Mitarbeiter durch einen regen Besuch seitens der Bevölkerung belohnt werden!

Anmerkungen:

An Idee und Ausrichtung der Ausstellungen waren beteiligt (in alphabetischer Reihenfolge):

- ¹ ADOLF KEMPF.
- ² JOSEF FRIEDRICH, ADOLF KEMPF.
- ³ JOSEF FRIEDRICH, ADOLF KEMPF, GERHARD KEMPF, MARTIN MÜLLER, HILDEGARD WINTER.
- ⁴ JOSEF FRIEDRICH, ADOLF KEMPF, LUDWIG CALMANO, MARIE RUNKWITZ.
- ⁵ LUDWIG CALMANO, ADOLF KEMPF, ANDREAS MÜLLER-KARPE, MICHAEL MÜLLER-KARPE, GERHARD NETZ.
- ⁶ HANS BENDER, FRIEDRICH BINGEL, JOSEF FRIEDRICH, FRIEDRICH HOMOLA, ADOLF KEMPF, WALDEMAR KOLB, HANNY FRANKE.
- ⁷ ELSBET MAHR, ADOLF KEMPF, HILDEGARD WINTER.
- ⁸ ROBERT BLECHSCHMIDT, HERBERT FEDERBUSCH, JÖRG GAMPFER, ANDREAS HENNING, SYBILLE HOFFMANN, HARRO JUNK, ADOLF KEMPF, ROLAND KLEIN, BJÖRN KRONDORFFER, RAINER LOSSA, ANDREAS MÜLLER-KARPE, MICHAEL MÜLLER-KARPE, VERENA MUNDE, JÖRG PETRASCH, MARTIN PIETSCH, THOMAS PIETSCH, STEPHAN POLLMEIER, DIETRICH RASER, HANS-HERMANN RECK, ULRICH RECK, WALTER SCHEICH, ARMIN SCHMID, RENATE SCHMID, FRITZ SCHUMMER, PETER TITZMANN, THOMAS VÖMEL, KLAUS WETTSTEIN, MATTHIAS ZIMMERMANN, HORST ZINKHAN, DR. WERNER ZSCHAAAGE.
- ⁹ IRMELA MINOR.
- ¹⁰ ADOLF KEMPF.
- ¹¹ Wie unter 8.
- ¹² Frau M. BROECKER-LISS, HARRO JUNK, DR. R. ROSENBOHM.

Hans Thoma und Oberursel¹

Von Waldemar Kramer

Der große deutsche Maler Hans Thoma — und das zu seinen Lebzeiten kleine Taunusstädtchen Oberursel — was verbindet beide miteinander? Die Antwort auf diese Frage soll uns Hans Thoma selber geben, hat er doch sein Leben lang gerne Briefe geschrieben und seine Gedanken und Erinnerungen in formvollendeter Sprache zum Ausdruck gebracht.

Zuvor sollte aber kurz in Erinnerung gerufen werden, wie und warum Hans Thoma im Jahre 1877 von München nach Frankfurt und damit nach Oberursel gekommen ist:

Er war damals schon 38 Jahre alt, hatte in Karlsruhe, Düsseldorf und Paris studiert, hungerte sich nun mit schlecht bezahlten Porträtaufträgen durchs Leben, freute sich, wenn er

bei dem bereits berühmt gewordenen Maler Victor Müller und dessen Frau, einer Schwester Otto Scholderers, zum Abendessen eingeladen war. Er durfte in Victor Müllers Atelier malen und dessen Beziehungen zu Kunsthändlern nutzen, ja sogar von ihm Geld in der Not ausleihen. Hans Thoma stand damals in München vor schwerwiegenden Lebensentscheidungen: Sollte er nach Rom gehen, wohin es von jeher die deutschen Maler zog? Sollte er als brotloser Künstler seine 18jährige Malschülerin Cella Berteneder um Heirat bitten? Sollte er nach

¹ Vortrag bei der Einweihung der Hans-Thoma-Gedächtnisstätte im Gebäude Schulstraße 22 a am 26. Februar 1977.

Frankfurt gehen, wo er schon einmal in Burnitzens Atelier arbeiten durfte, der aber kein Verständnis für seine Malweise aufzubringen vermochte?

Ein Brief an Wilhelm Steinhausen, seinen um sieben Jahre jüngeren Freund aus der Karlsruher Kunstschule, gibt Auskunft über seinen damaligen Seelenzustand: „Unheimliche Ahnungen beunruhigen mich, und seltsam, sie taten es immer, wenn ich Frankfurt betrat. Es ist jetzt das dritte Mal. Zweimal bin ich von hier geflohen, und jedesmal lebte ich auf, wenn ich fort war. Ich würde dies auch jetzt versuchen, wenn mich nicht die drückende Geldnot hielte.“

Da tauchte eines Tages der kunstsinnige Frankfurter Arzt Dr. Otto Eiser bei ihm in München auf. Eiser war zunächst von den im Atelier herumliegenden Bildern enttäuscht. Als er aber in einer Münchener Kunstausstellung von einigen Bildern hell begeistert war, die — wie sich erst später herausstellte — von Thoma stammten, bewog er den Künstler nach Frankfurt zu ziehen, wo er ihm Malaufträge zu verschaffen versprach. So waren die Weichen gestellt: Im Juni dieses Jahres heiratete er in der evangelischen Kirche in Säckingen seine geliebte Cella und zog im Dezember nach Frankfurt in das Haus Lersnerstraße 20, zusammen mit seiner 73jährigen Mutter und seiner 30jährigen Schwester Agathe. Überglücklich schreibt er an Steinhausen: „Meine Mutter sagte zu mir, sie habe vorher mit allen ihren Sorgen um uns zu Gott gebetet und jetzt dürfe sie ruhig und fröhlich sein. Ich will aus diesen Tagen Stärke schöpfen und Sammeln auf die Zukunft, der ich nun ruhig entgehe. Komme bald — komme in mein Proletarierhaus, das Glück hat darin eingekehrt.“

Damals war ja die Lersnerstraße nur einseitig bebaut, und Thoma hatte einen herrlichen Blick auf den Holzhausenpark, der ihn zu den vier Bildern von der Oed inspirierte, von denen zwei im Stadel zu sehen sind. Er schrieb in seinen Erinnerungen, daß das Bild „Offenes Fenster nach dem Holzhausenpark“ wohl Tie-

feres über den glücklich schönen Friedenszustand der Familie Thoma aussagt, als Worte es vermögen.

Das Frankfurt der achtziger Jahre mit seinem Bauboom in der Kaiserstraße, Schillerstraße und der Zeil nach dem gewonnenen Deutsch-Französischen Krieg, damals die deutsche Stadt mit den meisten Millionären, bot schon genügend Aufträge für Porträtisten und Maler von Supraporten in den vornehmen Häusern. Aber die Anfangszeit war für Thoma doch recht schwer, und viele seiner Gemälde gingen damals zu einem Spottpreis nach England.

Die Sparsamkeit in Thomas Haushalt bezeugt eine Anekdote, die mir Dr. Fried Lübbecke für das „Frankfurter Anekdoten-Büchlein“ erzählt hat. Sie spielt bereits in Thomas Eigenheim in der Wolfsgangstraße 150, Wand an Wand zum Hause Wilhelm Steinhausens: Im ersten Stock malte Frau Cella ihre Blumenbilder und gab Damen Malunterricht. Wenn beide Gatten an ihrer Arbeit waren, dann ertönte es wohl von oben durch das Treppenhaus: „Tschella, hascht noch e bissle Ultramarin?“ „Nei, Hans“, war die Antwort, „ich mal auch schon den ganze Morge mit Waschblau.“ — (Das Reihnhaus, das damals als eines der ersten dieser Art von Thomas Gönner Simon Ravenstein erbaut wurde, hat den Krieg überstanden. 1899 hat Gottfried Andreas das Haus von Thoma samt Inventar erworben. Leider haben nach dem Krieg Amerikaner die Wandmalerei von Cella im Treppenhaus mit Nitrolack übertüncht.) Eine Besserung der finanziellen Verhältnisse trat erst ein, als Gottfried Andreas von der Kunsthandlung Schneider am Roßmarkt (der Großvater des jetzigen Inhabers) in mehreren Kunstausstellungen für das Werk von Hans Thoma cintrat. Durch diese Ausstellungen wurde Hans Thoma in den Frankfurter Kunstkreisen immer bekannter und beliebter.

Freilich gab es auch noch laute Kritiker. So erregten z. B. seine Wandbilder im Café Bauer so viel Widerspruch, daß sie lange Jahre verdeckt werden mußten. Eines Tages wurden sie



Oberursel, gesehen von der Uhlandsruh am 28. Juni 1894 von Hans Thoma.

neu enthüllt, und Thoma war selbst erstaunt über den harmonischen Ton, den die Bilder durch die Rauchtluft des Kaffeehauses angenommen hatten. Ein Reporter fragte ihn nach seinem Eindruck. „Ja“, sagte er, „die Bilder wären nicht so gut geworden, wenn mir nicht Meister Rauch geholfen hätte.“ Am nächsten Tag las man im Blättchen („Frankfurter Nachrichten“): „Wie bekannt, hat Thoma die Bilder nicht allein geschaffen; der geschätzte Maler Professor Rauch hat ihm bei der Ausführung geholfen.“

Erst nach 17 Jahren fleißiger und schöpferischer Tätigkeit in Frankfurt konnte Hans Thoma es sich finanziell leisten, die Sommermonate in Oberursel zu verbringen und sich dort ein Häuschen am Stadtrand mit dem Blick in den Maasgrund und weiter in die Mainebene zu mieten.

Darüber schrieb er am 8. April 1894 an Frau Lotte Schumm: „Das Häuschen ist klein, aber im ganzen gut eingerichtet. Es ist ein Bauerngärtlein dabei mit einem Zelt, in dem ich lange Mittagsruhe halte. In den Pausen zwischen dem Ausruhen pflanze ich hauptsächlich Bohnen, dann Petersilie, Schnittlauch, Sonnenblumen.

Auch begieße ich den Garten, so daß ich eigentlich recht viel zu tun habe. Die Mutter ist sehr viel in der freien Luft, und ich sehe, daß es ihr gut bekommt. An Malerei und verwandte Fächer denke ich nicht gerne, aber Oberursel ist so herrlich, mit dem strahlenden blauen Himmel, auf dem die rötlich-braunen Kastanienbäume sich so schön abheben, dann wieder all die hervorbrechenden Blüten — im Walde die schon geschmückt grünen Birken und Lärchen —, ich spiele jetzt die Rolle des Kunstmäzens und lasse mir vom lieben Gott täglich schöne Werke vormalen. Sobald werde ich ihm nicht ins Handwerk pfuschen, das hat noch Zeit, wenn es wieder Winter ist. Agathe fühlt sich hier auch recht behaglich. Cella ist glücklich. Sobald der Brief fertig ist, lege ich mich ins Gartenzelt und höre zu, wie das Gras wächst. Ich habe schon viel Übung in solchen subtilen Beschäftigungen.

Die Luft ist ganz herrlich, und die Abende sollen immer auch bei der größten Hitze hier recht abkühlend sein.“

In einem Brief an Hermann Schumm in Bonn empfiehlt er seinem Freunde, doch auch ein paar Wochen auszuspannen — aus der Tretmühle heraus . . . den Zusammenhang mit der Natur wieder zu empfinden . . . „Mir ist jetzt, seit ich zwei Monate in der Oberurseler Einsamkeit bin, zumute, als ob ich anfangs, geistig wieder gesund zu werden — indem ich mich wieder auf mich selbst besinne und alle Anhängsel von außen wie be- und gerührt sein wollen und das Strebertum, was seit einigen Jahren so unbemerkt mich umgarnt hat, wie Schuppen von mir abfallen lasse. — Wie tut mir jetzt die Stille so wohl, das Verborgensein, die Einsamkeit — aus dieser heraus wird mir die Welt wieder lieb und auch die Menschen . . . Seit ich wieder einsam bin, sehe ich so vieles in der Natur, und jeder Tag ist mir hier bedeutungsvoll.“ Sicher ein sehr schönes Lob für Oberursel.

An einer anderen Stelle schreibt er: „Es war ein guter Gedanke, daß wir hier hinaus sind, und für künftige Arbeit stärkt mich diese Zeit aufs beste. — Was habe ich nicht schon für schöne Wolkenmodelle gehabt, die letzte Zeit hier.“

Im September 1894 heißt es in einem Brief an Hermann Schumm: „Wir werden so etwa bis zum 8. Oktober noch in Oberursel bleiben — ich gehe hie und da auf einen Tag ins Atelier und habe zwei große Landschaften schon ziemlich weit gebracht — das Ausruhen und dabei das Sehen und frische Wiederempfinden aller Schönheit der Natur hat mich sehr gestärkt, und ich glaube, daß ich jetzt etwas ganz Gutes malen werde. Bei den Landschaften, die ich male, schwebt mir die Unendlichkeit vor, aus der heraus dieselbe nur ein Stück ist, in dem man aber das Ganze wohl spüren sollte. — Es ist mir, als sollte ich etwas darin ausdrücken, eine Stimmung, wie sie in den Psalmen herrscht: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes.““

Zu der Majolika-Vitrine, die im neuen Saal

ausgestellt ist, gehört folgende Erinnerung des Malers: „Ich hatte, als ich im Sommer in Oberursel wohnte, bei einem Töpfer Freude daran gefunden, ganz in primitiver Art Teller und Gefäße zu verzieren, anspruchslos genug, um als Sommeraufenthalts-Ferienarbeit zu gelten . . . Der gute Hafner in Oberursel, der mich weiter nicht kannte, warnte mich, als er sah, daß ich Teller und Schüsseln bemalen wollte. Er meinte, da schaue kein Verdienst heraus. Ich lachte freilich darüber. Später sah ich aber doch selber ein, daß bei dieser Töpferbemalung nichts herauschaute.“

Es war der alte Borzner, der seine Töpferwerkstatt in der Vorstadt — zwischen Kaufhaus Mann und Döringer — hatte und an den sich ältere Oberurseler noch gerne erinnern, weil sie als Kinder bei ihm für einen Pfennig die meisten Klicker kaufen konnten.

Nun auch einige Zeugnisse von Besuchern in Thomas Sommerwohnung in Oberursel: Seine Schülerin Maria La Roche erinnert sich: „. . . im Februar 1895 betrat ich zum ersten Mal Thomas Atelier . . . Eine geleimte Pappe stand auf der Staffelei mit einer eben vollendeten Pinselzeichnung, wie sie der Meister öfters mit Tusche, sozusagen als Untermalung, auszuführen pflegte. Es war das Bild ‚Schafherde in Oberursel‘. Er ließ mich rufen, als er anfang zu malen, damit ich zusehen könne, ‚wie er eine Luft mache‘. Sie war grau, mit Orange setzte er Lichter hinein. Wie behutsam und weich er dabei zu Werke ging, ist mir eindrücklich geblieben. Er hatte, wenn man so sagen kann, einen unvergleichlich zarten Anschlag beim Zeichnen, dabei ging die Arbeit sehr rasch vonstatten. Als ich wegreste von Frankfurt, ließ Thoma das angefangene Bild stehen, bis ich ‚das nächste Mal käme‘, und er hat dann tatsächlich Bäume und Schafe erst ein Jahr hinterher hinzugemalt.“

Die Kunsthistoriker haben schon längst herausgefunden, daß Thoma durchaus eine Skizze von einer Taunuslandschaft in einem Schwarzwald-Gemälde verwendet hat. Maria La Roche be-

richtet weiter: „Im Sommer 1896 malte er öfters Studien und ganze Bilder in Öl im Freien . . . Ohne Malschirm, selbst ohne Kopfbedeckung, stellte er sich in die Wiese mitten in die pralle Sonne und malte den Nußbaum, den Zaun und die Ziege, die wir auf dem Bilde ‚Sommer in Oberursel‘ sehen. Im Hintergrund sieht man den Altkönig und blühende Kastanienwälder. Als er seine fünf Baumkronen frisch und saftig hingesetzt hatte, den stürmischen Wolkenhimmel selbstredend dazu, da überraschte uns ein Regenstrom, wir mußten aufhören und unverrichteter Dinge nach Hause gehen. In demselben Sommer malte er auch den ‚Blick durchs offene Fenster‘, der den Kirchturm von Oberursel mit der inzwischen verschwundenen Pappel zeigt, und das ‚Bildnis der Frau Cella‘; es sind beide im Zimmer des Hauses Taunusstraße 36 in Oberursel gemalt, das er sein ‚Oberurseler Not- und Hilfsatelier‘ nannte.“

Hans Thoma hat in zwei verschiedenen Häusern in der früheren Taunusstraße zur Miete gewohnt. Von 1894—1896 im Hause Taunusstraße 9, das für den Erweiterungsbau des Johannisstiftes abgerissen wurde und wovon ein frühes Foto von Frau Bergman-Küchler erhalten ist — und von 1896—1898 im Hause Taunusstraße 36 (jetzt Altkönigstraße 20), an dem heute noch eine Gedenktafel angebracht ist.

Prof. Dr. Friedrich Fries schildert ebenfalls einen Besuch bei Hans Thoma, bei dem er im kleinen Stübchen das Bild der Frau Cella mit Kastanien sah: „Ich verließ ihn, beglückt und erhoben durch den Anblick seiner Schöpfungen, und er begleitete mich dann bis an die Haustür. Da stand eine Birnbaumpyramide, die voll hing von prächtigen Früchten. Ich sagte im Scherz: ‚Ich habe mich jetzt überzeugt, daß Sie nicht nur ein großer Maler, sondern auch ein großer Pomologe sind.‘ ‚Ja‘, erwiderte er in seinem badischen Dialekt, ‚ich versteh es ausgezeichnet, so Birn wachse zu lasse.“

In seinen 1919 aufgezeichneten Erinnerungen „Im Winter des Lebens“ kommt Hans Thoma

nochmals auf Oberursel zu sprechen: „Die Frankfurter Freunde Kückler, Eiser, Haag, Gerlach, Fries besuchten uns öfters, wohnten auch zeitweise im gastlich freundlichen Schützenhof in der guten Verpflegung der Frau Kopp. Auch Thodes kamen, und einmal die Gräfin Erödy. Wir machten Ausflüge und Ausfahrten in den Taunus hinein, z. B. nach Usingen zu der Familie Dienstbach. Dort war auch Kapellmeister Hermann Wetzlar. Wieviel liebe Taunuserinnerungen knüpfen sich an Oberursel und Kronberg, wo ich später ein Häuschen im Kastaniengarten kaufte, an das mir Ravenstein ein Atelier anbaute. Das Haus war hergerichtet, daß wir auch das ganze Jahr dort wohnen konnten; vielleicht unser Haus Wolfsgangstraße 150 nur für wenige Wintermonate benutzend. So hatten wir uns gut eingerichtet für eine behagliche Existenz in der uns so lieb gewordenen Stadt Frankfurt, die zu verlassen wir nie mehr dachten. Allein es sollte ganz anders kommen, als wir dachten und wollten.“

Denn: Der Großherzog von Baden berief ihn 1899 als Galeriedirektor und Professor nach Karlsruhe. Als 61jähriger gewöhnte er sich rasch an diese neue und ungewohnte Tätigkeit. Ordensverleihungen, der Ehrendoktor der Universität Heidelberg und der Titel Excellenz schmeichelten ihm sehr.

Als jedoch seine geliebte Frau Cella im November 1901 auf einer Reise nach Konstanz plötzlich gestorben war, erfaßte ihn eine tiefe Niedergeschlagenheit und Entmutigung. Er flüchtete in rastlose Arbeit und in nächtelanges Briefeschreiben.

Hier ist einer Episode aus seinem Leben zu gedenken, die mit Oberursel in Zusammenhang steht: In seiner Frankfurter Zeit gehörte die aus London stammende Familie Grun mit James Grun, dem Textdichter von Pfitzners „Rose vom Liebesgarten“, zu seinem Bekanntenkreis. Im April 1905 lud er dessen 31jährige Schwester Frances Grun nach Karlsruhe ein, woraus sich eine Altersfreundschaft entwickelte, die sich in einem langen Briefwechsel nieder-

geschlagen hat. Über 250 Briefe gingen seit 1905 von Hans Thoma nach dem Hause Oberursel, Liebfrauenstraße 12, in dem die Dichterin Frances Grun wohnte. (Die Briefe liegen heute teils im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg und teils bei der Familie des Prof. Eduard von Waldkirch in Bern/Schweiz.) Ihre Veröffentlichung (frühestens nach Ablauf der Schutzfrist 1994) wird manche bisher unbekanntes Seiten des Malers aufzeigen.

Eine Stelle aus einem Brief Hans Thomas vom 7. April 1905 mag andeuten, was zu dieser Freundschaft geführt hat: „Liebe Frances! War es ein Traum, daß Du hier warst? Es ist mir zumute wie an einem Morgen, an dem man von einem schönen Traum erwacht, der einen loslöst von aller irdischen Schwere; ... Du bist das Ebenbild meiner verstorbenen Cella — so war sie in ihrer Jugend, als ich Dich sah, war ich im Traum verloren ...“

Frances Grun starb 1946 in Oberursel und hat den „Ring des Frangipani“, den Hans Thoma ihr geschenkt hatte, der ihn seinerseits von Prof. Henry Thode erhielt, ins Grab mitgenommen.

Im Jahre 1913 folgten Hans Thoma und seine Schwester Agathe einer Einladung der Familie Kückler nach Frankfurt. Er schrieb darüber: „Wir wohnten in ihrem gastlichen Hause, und ich fühlte wieder, wie sehr mir Frankfurt doch zur Heimat geworden war. Ich sah wieder, wie schön die Stadt und ihre ganze Lage und Umgebung ist, und die schönen Herbsttage wurden fleißig zu Ausflügen benutzt. Ein freundlicher Herr Abeles, der Besitzer des bemalten Café Bauer, stellte uns sein schönes Auto zur Verfügung, so daß wir auch die weitere Umgebung leicht wiedersehen konnten. Oberursel, Cronberg, Königstein. Das Maintal auf- und abwärts. Oft besuchte ich auch die Gräber, wo meine Vorausgegangenen nun schon ruhen, die Mutter und Cella.“

Frau Sofie Bergman-Kückler, die Stifterin der Oberurseler Hans-Thoma-Gedächtnisstätte, war 1917 von Frankfurt nach Oberursel gezogen. Sie gründete 1922 zusammen mit dem Thode-

Schüler Dr. Joseph August Beringer die Hans-Thoma-Gesellschaft. 1925 richtete sie in ihrem Elternhaus in Frankfurt, Oederweg 116, eine Thoma-Sammlung ein, in der die Sammlungen Dr. Otto Eisers und ihres Vaters Eduard Küchler vereinigt wurden. Darunter etwa 25 Gemälde von Eiser und ebensoviele aus dem Besitz Küchlers, dazu zwei Leihgaben der Familie August Rasor. 1938 kam ein Vertrag mit der Stadt Frankfurt (Städtische Galerie) und Frau Bergman zustande, demzufolge diese Bilderschätze, dazu Lithographien und Kupferstiche, in die Städtische Galerie (Städel) kamen. Etwa zwölf Bilder sind heute in der ständigen Ausstellung zu sehen. In dem neuen Katalog der Städelbilder des 19. Jahrhunderts von Dr. Ziemke sind alle Bilder aufgeführt. Wäh-

rend das Elternhaus im Oederweg 1944 verbombt ist, haben die Ölgemälde den Krieg überstanden.

Hans Thoma ist in Karlsruhe am 7. November 1924 im Alter von 85 Jahren gestorben. Über 1000 Gemälde hat er geschaffen, dazu etwa 250 Lithographien und 300 Radierungen sowie Buchillustrationen, z. B. zu dem „Zauberwald“ von Frances Grun.

Als Agathe Thoma und Maria La Roche 1925 den Nachlaß sichteten, fanden sie darin viele Skizzenbücher, die Thoma geheimgehalten hatte, darunter auch ein Skizzenbuch aus der Oberurseler Zeit, das durch Frau Bergman-Küchler nach Oberursel gekommen ist und nun in einer Vitrine der Hans-Thoma-Gedächtnisstätte zu bewundern ist.

Zwei Oberurseler Grenzsteine des 17. Jahrhunderts

Von Waldemar Kolb

(Fortsetzung von Heft 20, 1976, Seite 38—42)

Der zweite Stein ist schon lange bekannt, seine rätselhafte Inschrift ließ seine Bedeutung nicht leicht erkennen. Er steht am Südwestrand des Bommersheimer Oberfeldes oberhalb der „Grabgärten“, an einer noch jetzt bestehenden Wegekreuzung¹. Er schaut nur knapp 25 cm aus dem Boden und ist durch vielfaches Anfahren mit tiefen Rillen und Abstoßungen versehen. Seine Beschriftung lautet an der nach WNW gewandten Breitseite „1695 F“ und an der gegenüberliegenden Seite „AC“. Sie ist aufzulösen in „Almosenkasten Frankfurt 1695“.

Der Frankfurter Almosenkasten geht auf eine Stiftung des Johann Wisebeder von Idstein von 1428 zurück, der erstmals ein großes Ka-

pital (3200 Gulden) zu einem „ewigen Almosen“ bereitstellte und ausdrücklich den Rat der Stadt Frankfurt mit der Verwaltung des Kapitals und der Verteilung der Jahreszinsen unter bestimmte Arme beauftragte². 1438 fielen dieser rein weltlichen Almosenverwaltung drei große Vermächtnisse zu, und seitdem kam die öffentliche Unterstützung von unverschuldeten Armen in Gang. Im Laufe der Reformation wurden die genannten Stiftungen mit weiteren inzwischen hinzugekommenen und vor allem mit einer großen Anzahl geistlicher Güter allmählich zu einem „Allgemeinen Almosenkasten“ vereinigt. Zu den älteren Stiftungen, die später dem Almosenkasten übergeben wurden, gehört insbesondere die des Jakob zu

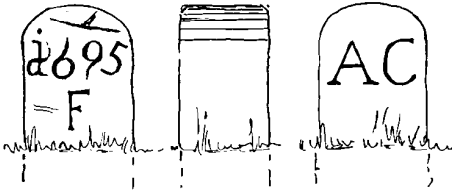


Abb. 1: Stein oberhalb der Grabgärten. Zchn.: W. Kolb.

Schwanau von 1473, deren Überschüsse bereits seit 1531 in den Gemeinen Kasten abgeführt wurden. Aus seiner Stiftung rührt der Landbesitz des Almosenkastens in Bommersheim her, der 1521 aus dem Besitz des Hartmut von Kronberg angekauft worden ist und der bis 1800 21,9 ha und noch 1930 knapp 18 ha umfaßte³.

Das Bommersheimer Gelände wurde von Anfang an verpachtet, wobei die einzelne Pachtzeit zwischen 3 und 18 Jahren und der Pachtzins zwischen 32 und 20 (meist jedoch um 30) Achtel Korn schwankte. Die Pachtverträge mit vielen Pächternamen sind ab 1645 noch fast lückenlos erhalten⁴. Leider war jedoch das im Repertorium B 88^b I unter No. 5 genannte „neu Steinbuch auf weiß Pergament aufgerichtet den 6/16 Junij 1695“ bisher nicht aufzufinden. Es geht jedoch schon aus dieser Notiz des Repertoriums hervor, daß um die genannte Zeit die Grundstücke des Almosenkastens neu vermessen und versteint wurden. Der beschriebene Stein dürfte danach, ähnlich wie die bereits im vorigen Beitrag genannten Weißkirchener Steine, ein „Hauptstein“ gewesen sein, der ein Grundstück des Frankfurter Almosenkastens kenntlich machen sollte.

Inzwischen ist ein zweiter Stein des Almosenkastens im ehemaligen Bommersheimer Gelände nördlich der ehem. Braunkohlengrube nächst der Mainzer Straße aufgefunden worden⁵. Er hat ähnliche Maße wie der oben genannte Stein, ist ebenfalls am Kopf leicht bestoßen, weicht



Abb. 2: Stein nördlich der ehem. Braunkohlengrube. — Foto: W. Kolb.

aber in seiner Beschriftung geringfügig ab. Er zeigt nämlich auf beiden Breitseiten, die wieder nach WNW und OSO gerichtet sind, die Buchstaben AC und darunter die Jahreszahl 1695. Es ist zu vermuten, daß gleichartige Steine in größerer Zahl in den Feldern vergraben oder versunken die Zeiten überdauert haben. Auch „Hauptsteine“ anderer Grundeigentümer müßten noch in Oberurseler Feldern überlebt haben.

Anmerkungen:

¹ T. K. 5717: R 72480 H 62700. — B/D — ca. 22/18 cm, Kopf halbrund, Schrift 9 cm hoch.

² Harry GERBER, Otto RUPPERSBERG u. Louis VOGEL: Der Allgemeine Almosenkasten zu Frankfurt am Main 1531—1931, Frankfurt 1931, S. 2 ff.

³ ebda: S. 16, 62 u. 83.

⁴ Stadtarchiv Frankfurt, Almosen-Kasten B. d. VIII Bommersheim Nr. 1 und Rep. B 88^b I und B 88^c.

⁵ T. K. 5817: R 73350 H 62480. — Diesen Stein hat Herr RIEDEL gefunden. Ihm sei für die freundliche Mitteilung herzlich gedankt.

Die Baugeschichte des Hospitals in Oberursel

Von Hans-Hermann R e c k

Nach den ausführlichen Darstellungen von Ferdinand Neuroth¹ zur Geschichte des Oberurseler Hospitals und von Waldemar Kolb² sowie Ludwig Baron Döry³ über die Hospitalkirche und deren Ausstattung lag es nahe, die übrigen Hospitalbauten in ebenso gründlicher Weise zu bearbeiten.

Der konkrete Anlaß ergab sich durch die jüngste Renovierung des allein erhaltenen eigentlichen Hospitalgebäudes, zu dessen Baugeschichte bisher nur Vermutungen bestanden. Die Bauuntersuchungen des Verfassers ergaben trotz der starken Veränderungen des 19. Jahrhunderts ein genaues Bild vom ursprünglichen Aussehen des Hauses. Darüber hinaus gelang es mit Hilfe der Hospitalrechnungen, die Daten sämtlicher wichtiger Neu- und Umbaumaßnahmen seit dem Dreißigjährigen Krieg festzustellen.

Schriftliche Überlieferung

Die Zeit bis zur Zerstörung 1645

Die ersten hundert Jahre der Hospitalgeschichte sind aufgrund der weitgehenden Vernichtung der Unterlagen im Dreißigjährigen Krieg nur sehr lückenhaft dokumentiert. Besonders zur Baugeschichte sind kaum brauchbare Angaben vorhanden.

Neuroth hat die Gründung des Hospitals glaubhaft auf die Zeit um 1530 festlegen können⁴. Aus einer Konfirmationsurkunde des Grafen Ludwig von Stolberg-Königstein vom Jahre 1545, die die Stiftung von herrschaftlicher Seite aus bestätigt, erfahren wir, daß ein Bürger namens Henchen dem jungen Hospital „eine Behausung“ vermacht hat. Über dieses Anwesen heißt es in einem Rentebuch des Jahres 1542: „ist Velten Sintrams gewest“. Daraus läßt sich entnehmen, daß Sintram Eigentümer der Hofreite war, während Henchen sie vermutlich nur kaufte, um sie gleich darauf dem Hospital zu schenken.

Beim Stadtbrand 1622, der im wesentlichen wohl nur die Oberstadt zerstörte, blieb das Hospital verschont. Die ältesten erhaltenen

Hospitalrechnungen von 1629 und 1631⁵ führen zwar keine Bauausgaben auf, jedoch wurden in diesen Jahren Haushaltgeräte gekauft, die ein bestehendes Gebäude voraussetzen.

1635 erhielt das Hospital ein neues Dach, als Zimmermann wird Peter Cuntz genannt. Da die Rechnungen von 1632—1634 fehlen, wissen wir nicht, ob in diesen Jahren ein neues Hospital gebaut wurde, dessen Vollendung im Jahre 1635 mit dem Dach erfolgte. Hiergegen spricht aber, daß das Dachwerk im allgemeinen mit dem Hausgerüst zusammen errichtet wurde. Eine Eintragung in der Rechnung des gleichen Jahres „20 alb. den Armen geben, das alt Strohe von der gaß zu raumen“, weist ebenfalls darauf hin, daß man nur das alte Dach, von dessen Deckung das Stroh stammte, durch ein neues ersetzte. Die Eintragung bedeutet allerdings nicht unbedingt, daß das Dach mit Stroh gedeckt war. Es werden viel eher die Docken⁶ gewesen sein, die man beim Abdecken des alten Daches einfach auf die Straße warf. Da 1635 keine Ausgaben für neue Ziegel aufgeführt sind, der Steindecker Jörg Braun jedoch 15 fl. 16 alb. erhielt „die Ziegel uff zu hencken“, wird man die alten Ziegel wiederverwendet haben.

Der Wiederaufbau nach 1645

1645 brannte das Hospitalanwesen mit der übrigen Stadt ab. Rätselhaft erscheint deshalb, daß 1652 5 alb. für das Fegen des Schornsteins im Hospital ausgegeben wurden. Waren Teile des Gebäudes so unversehrt geblieben, daß sie noch bewohnt werden konnten? Oder hatte man ein Haus gemietet, das dann vorübergehend als Hospital bezeichnet wurde? Aus den spärlichen und lückenhaften Unterlagen geht nichts hervor, was die Fragen beantworten könnte.

In den folgenden Jahren finanzierte der Hospitalfonds unter anderem den Wiederaufbau der Pfarrkirche, besonders des Kirchturms, und der Kaplanei. Für einen Hospitalneubau blieben aus den laufenden Einkünften keine Mittel

übrig, die „Hospitaliten“ waren bei Privatpersonen untergebracht.

Erst 1667 ging man daran, den Neubau des Hospitalgebäudes vorzubereiten. Der Baumeister Hieronymus Eckhart erhielt 83 fl., mehrere Fuhrleute insgesamt 59 fl. 14 alb. für das Herbeifahren der Baumaterialien. Da entgegen der Annahme Neuroths, man habe beim Neubau die alten Fundamente weitgehend wiederverwendet⁷, das Hospital gegenüber dem Vorgängerbau wesentlich vergrößert wurde, mußten einige Quadratmeter teils öffentlichen, teils privaten Grundes erworben werden. Genaueres läßt sich leider auch hier nicht ermitteln. Aus dem archäologischen Befund (s. u.) ergibt sich jedoch, daß das neue Gebäude um ein erhebliches Stück in die Hospitalstraße geschoben wurde.

Das Jahr 1668 brachte die Fertigstellung des Rohbaus, während der Innenausbau sich noch über einen längeren Zeitraum erstreckte. Aus den jetzt vollständigen und auch recht ausführlichen Hospitalrechnungen erfahren wir viele Einzelheiten, darunter eine ganze Reihe von Handwerkernamen. So arbeiteten für den Hospitalbau die Schmiede Hermann Nagel und Peter Rosendahl, ein nicht genannter Schlosser beschlug Fensterläden und Kammertüren.

Daniel Wormser setzte die Kachelöfen, Veit Dammel erledigte die anfallenden Maurerarbeiten, der Schreiner Michel Messer fertigte die Fenster. 1675 erhielten Stube und Kapelle aufgedoppelte Türen, „zwei Türen“ (vermutlich eine zweiflügelige Tür) führen „aus der Stube in die Capell“. Im gleichen Jahr war der Innenausbau bis auf die Kapelle im wesentlichen beendet. Die Gesamtbaukosten beliefen sich auf über 600 fl.

Im Oktober 1676 nahm Weihbischof Adolf Gottfried aus Mainz die Weihe der Kapelle vor, nachdem schon 1674 der Fußboden mit Platten belegt, der Altarblock gemauert und die Altarplatte versetzt worden war. Die übrige Ausstattung fehlte allerdings noch völlig. Trotzdem war der Raum bei der Weihe festlich her-

gerichtet. Zwei von den Zimmerleuten gefertigte Kreuze und frisches Buchengrün aus dem Hohemarkwald schmückten die Wände, an denen zwölf Leuchter hingen; den Altar bedeckten drei wächserne Tücher. Im gleichen Jahr hatte die Kapelle auch einen Dachreiter mit einem Glockenbalken aus Nußbaumholz erhalten, die Aufhängung der Glocke erfolgte 1677⁸.

Die Beschaffung der Ausstattung zog sich über einige Jahre hin. 1677 wurde für 35 fl. 6 alb. ein neuer Kelch gekauft und die Stiege zur Stube eingebaut, um 1680 das Altarretabel aufgestellt, 1682 schließlich gab man 4 fl. für zwei Messingleuchter aus und bezahlte „dem Mahler von Aschaffenburg vor ein neu Antependium ahm Altar“ 7 fl. 15 alb. Damit war das Hospitalgebäude einschließlich der gesamten Ausstattung fertiggestellt, so daß man sich für die folgenden Jahre die Bebauung und Gestaltung der übrigen Grundstücksfläche vornehmen konnte.

1683 wurden zwölf Wagen Steine für den Bau einer Hofeinfriedigung von der Stadtmauer gebrochen. Das Jahr 1684 brachte die Errichtung der großen Hospitalscheune schräg hinter dem Wohnhaus, ein Beleg dafür, daß die Einkünfte in Naturalien nicht unbedeutend waren.

Da die Scheune nicht erhalten ist, können wir ihre Abmessungen nur aus Plänen und Akten entnehmen: Die Länge betrug 44 Schuh (ca. 13,2 m), die Tiefe 29 Schuh (ca. 8,7 m). Die Länge läßt darauf schließen, daß die Scheune einen dreiteiligen Grundriß mit Bergeräumen beiderseits der mittleren Quertenne hatte. Als Zimmermann wird in den Rechnungen Nicol Abt genannt, er erhielt für seine Arbeit 135 fl. Insgesamt kostete der Bau etwas über 200 fl.

1685 erwarb der Hospitalfonds des „Johannes Schmidten Haus“. Dieses Gebäude ist vermutlich mit dem seit dem gleichen Jahr häufig erwähnten „kleinen Spital“ identisch. Es wurde für 9 fl. jährlich an eine Privatperson vermietet, die jedoch verpflichtet war, bei Bedarf Pfründner bei sich aufzunehmen. Für diese Belastung

gab es bei der Jahresabrechnung entsprechende Mietnachlässe. Die Lage des Hauses läßt sich nicht mehr genau ermitteln. Die Rechnungen begnügten sich mit der ungenauen Angabe „ahm Hospital“. Aus den örtlichen Verhältnissen ergibt sich jedoch, daß es mit großer Wahrscheinlichkeit an der heutigen Korfstraße stand (s. u.). 1693 verzeichnen die Akten den Bau eines Feuerleiterhauses; wie auch spätere Ausgaben bezeugen, legte man auf die sorgfältige Pflege und Aufbewahrung der Feuerleitern besonderen Wert. 1695 erhielt die Kapelle ein „Vorgehäus“, die Haustür und das Scheunentor bekamen Vordächer, und das „Thürnge“ (= Türmchen, gemeint ist der Dachreiter auf der Kapelle) sollte mit Blech beschlagen werden. 1696 wurde die bachseitige Giebelspitze des Hauptgebäudes mit Schiefer verkleidet.

In den folgenden Jahrzehnten gab es keine Bauarbeiten, die über die reinen Erhaltungsmaßnahmen hinausgingen. Besonders häufig finden wir Dach- und Fensterreparaturen, aber auch die Öfen und Schornsteine mußten oft erneuert werden. Die Rechnungen nennen wie schon früher eine Reihe von Handwerker-namen, deren wichtigste nicht unerwähnt bleiben sollen. An der Spitze — was die Zahl der Aufträge betrifft — steht sicherlich der Maurer Johannes Strasser, weiterhin arbeiteten am Hospital die Weißbinder Philipp und Andreas Usinger, der Schlosser Friedrich Storm, die Steindecker Sebastian Rohr und Caspar Formbach und der Schreiner Gerard Erlebusch.

Die Bebauung der nördlichen Grundstückshälfte

Der Bau der Hospitalkirche (1720—1727) soll hier nicht Gegenstand der Betrachtung sein, da er schon an anderer Stelle ausführlich geschildert wurde⁹. Von Interesse dürfte jedoch eine Auswertung der leider sehr spärlichen Quellen zur Vorgängerbebauung sein. Die Grundstücksbegrenzung des Hospitalanwesens (Fig. 1) besteht in ihrer jetzigen Form nämlich frühestens seit 1719/20.

Das um 1530 von Henchen gestiftete Grundstück machte nur einen Bruchteil der heutigen Fläche aus. Erstmals vergrößert wurde es anlässlich des Wiederaufbaus 1667 ff. Wie schon oben ausgeführt, schob man die neue Südwand des Hospitalgebäudes und erst recht den Kapellenanbau ein beträchtliches Stück in die Hospitalstraße, beanspruchte also öffentlichen Straßenraum. Daraus läßt sich schließen, daß der Raum auf der Nordseite sehr beengt war und keine Erweiterung zuließ.

Im August 1715 erwarb Peter Schenk für 200 fl. das öffentlich auf Abbruch versteigerte kleine Spital „sambt all demjenigen was darinnen Nagelfest — die Stein ausgenommen¹⁰“. Daß das Hospital sich die Fundamentsteine vorbehielt, stellt keine Besonderheit dar, andere ähnliche Versteigerungen erweisen diese Regelung als übliche Praxis.

Nur zwei Monate später ist „Johann Niclas Schlägels Haus ... nach dem solches verschiedentlich ausgeboten worden, ahn den plus offerentem Johann Adam Ruppell zu Nieder-Ursell außer den Stein, dem Schweinstall, Thor und Schewer überlassen worden pro 170 fl. baar¹⁰“. Der Schweinstall wurde gesondert versteigert und für 10 fl. an Henrich Mann verkauft. Die Scheune blieb noch einige Jahre stehen, 1717 war sie für 1 fl. 30 kr. an Anton Burckharth verpachtet. Johann Niclas Schlägel hatte sein Anwesen anstelle des üblichen „Einkaufsgeldes¹¹“ für sich und seine Frau dem Hospital überlassen.

Der Abbruch der genannten Gebäude beweist indirekt, daß sie auf dem Gelände des heutigen Hospitalgrundstücks standen. Wäre es nur um den Verkaufserlös gegangen, hätte man die Häuser an ihrem Platz mit dem zugehörigen Grund anbieten können. Deren Beseitigung bewirkte jedoch eine erhebliche Vergrößerung der zum Hospital gehörenden Freifläche, was bei den oben geschilderten beengten Verhältnissen sicher schon längere Zeit beabsichtigt war. Für das Kleine Spital ist eine Lage „ahm Hospital“ zudem urkundlich belegt. Johann Niclas Schlä-

gels Grundstück muß dem Hospital direkt benachbart gewesen sein, da Jörg Schlägel, der Vater Johann Niclas', 1668 ein Stück davon für den Hospitalneubau verkauft hatte.

1719 erwarb die Stadt für das Hospital die Hofreite des Mathias Rompel, die dieser kurz vorher im Tausch gegen seine frühere von Johannes Nagel erhalten hatte. Sie ließ das Anwesen, das mit Sicherheit an der Strackgasse stand, gleich darauf auf Abbruch versteigern, um Platz für den Neubau der Hospitalkirche zu erhalten. Die Ratsprotokolle berichten am 20. Juni 1719: „Johannes Strasser seind also-gleich die Baue, so auf Johannes Nagels Haus stehen samt der Schewer und Thor auch allem, was nagel und niederfest ist, mit denen Steinen außer dem gewölbten Keller, so under der Schewer stehen solle, dergestalt verkauft, daß er solche abbrechen und auf einen anderen Platz stellen soll und will, also daß dem Hospital nur allein der Platz sambt dem gewölb vorbehalten bleibt, pro 100 fl., solche zwischen hier und einem Jahr abzulegen¹².“

Insgesamt bestand demnach das heutige Hospitalgrundstück aus vier mehr oder weniger großen Anwesen:

- dem um 1530 von Henchen gestifteten Grundstück, es war wohl nur mit einem Haus bebaut;
- dem 1685 vom Hospital erworbenen Haus des Johannes Schmidt, dem späteren „kleinen Spital“;
- dem wohl 1714 von Johann Niclas Schlägel dem Hospital vermachten Anwesen, einer kompletten bäuerlichen Hofreite mit Wohnhaus, Scheune und Stallung;
- schließlich
- dem 1719 durch die Stadt angekauften Rompelschen, früher Nagelschen Anwesen, bestehend aus Wohnhaus und Scheune.

Die Größe und genaue Lage der Grundstücke sowie der einzelnen Gebäude läßt sich aus den vorhandenen Quellen nicht mehr ermitteln. Vielleicht kann zu einem späteren Zeitpunkt

eine archäologische Untersuchung zur Klärung der offenen Fragen beitragen.

Das 18. und frühe 19. Jahrhundert

Wie schon oben ausgeführt, war mit der Fertigstellung von Wohnhaus und Scheune die Bautätigkeit am Hospital weitgehend zum Erliegen gekommen¹³. Aus der Fülle der kleinen Reparaturen und Umbauten ragen jedoch zwei heraus, die unser Interesse verdienen. 1778, also erst 50 Jahre nach Vollendung der Hospitalkirche, wurde die alte Kapelle zu einer Stube eingerichtet. Die Rechnungen vermerken hierzu: „Dem Zimmermann Kapes dahier an der alten Kirch im Hospitalhaus die alte Wand eingebrochen und neu wieder dahin zu stellen, sodann die Thüre mit Posten und die Fensterlöcher mit Riegel verendert wie auch eine Schwelle noch einzuziehen zahlt 4 fl. 30 kr.“ „Dem Schreinermeister Mathes Kreitzling in der alten Kapel verschiedene altgebäulichkeit abgebrochen, zu einer Stube zu verendern, den Boden auszufühlen mit Borth zu belegen, sodan den alten Altar in die Hospitalstub samt daran gemachten neuen Fuß dahin zu stellen wie auch an die neue Stub verfertigte Doppelthür und sonstige dergleichen Arbeiten samt Borth und Nägel laut moderirte specification 26 fl.“ Der Altar stand bei der Auflösung des Hospitals 1958 noch in der Hospitalstube. Wohin er dann gelangte, ist nicht bekannt.

1786 war die Scheune so baufällig, daß umfangreiche Reparaturen erfolgen mußten. In den Rechnungen finden wir unter anderen folgende Ausgabe: „Dem Zimmermann Peter Balthes, die auseinandergewichene Hospital-scheuer mit 3 Hebgeschirr zusammen zu ziehen und reparation 11 fl.“

Trotz der ständigen sorgfältigen Bauunterhaltung hatte bis zum frühen 19. Jahrhundert auch das Wohnhaus — besonders durch aufsteigende Bodenfeuchtigkeit — so stark gelitten, daß eine Untersuchung im Jahre 1819 dringende Renovierungsbedürftigkeit feststellte¹⁴.

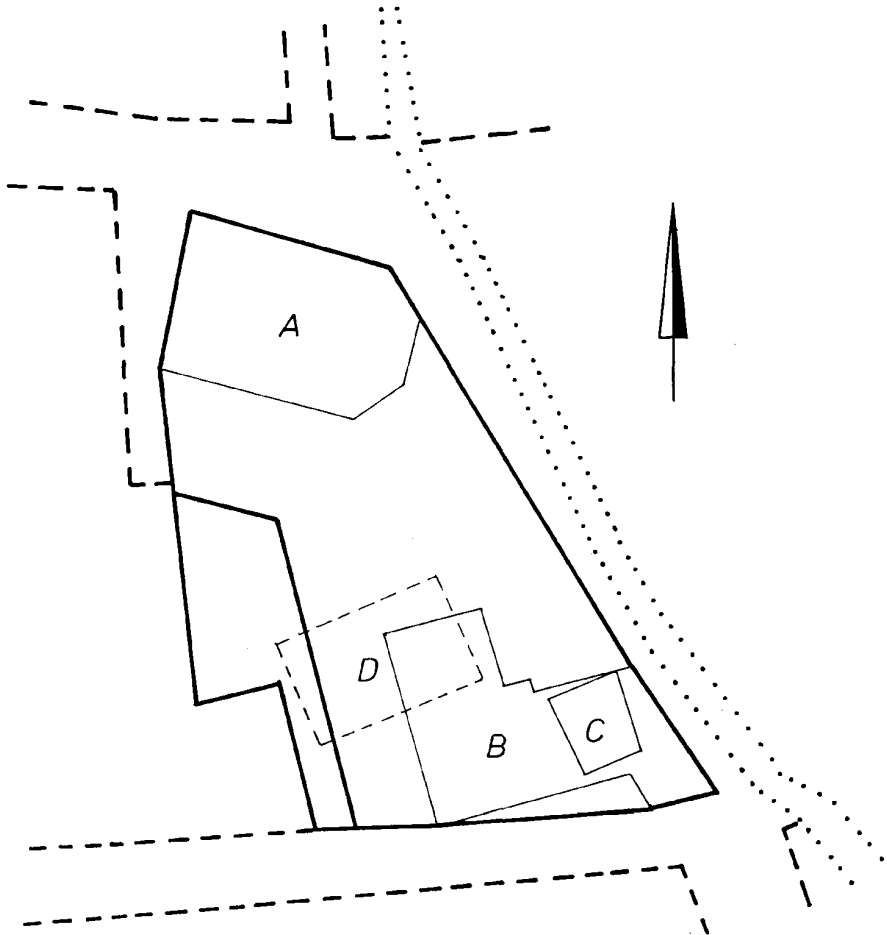


Fig. 1: Lage des Hospitalanwesens und der einzelnen Gebäude Maßstab 1:500. — A Hospitalkirche. — B Hospitalgebäude. — C Keller des Vorgängerbaus. — D Ungefähre Lage der Hospitalscheune.
 ————— Grundstücksgrenzen des Hospitalanwesens und des 1957 abgetrennten Teils.
 - - - - - Straßenfluchten.
 :::::::::: Mühlgraben.

Die Renovierung 1851 und ihre Vorgeschichte

Das Untersuchungsergebnis von 1819 löste langwierige Verhandlungen zwischen der Stadt Oberursel und der Landesregierung aus, die sich über Jahrzehnte hinzogen. Interessant ist, daß man die Erhaltung des bestehenden Gebäudes während dieser Zeit nie ernsthaft in Erwägung gezogen hat. Der herzogliche Baudirektor Goetz schrieb 1822 in einem Brief an Justizrat Stahl: „Dieses alte Gebäude ist nicht tief genug erbaut, um eine zweckmäßige Einrichtung darinnen erreichen zu können, und zu bejährt und baufällig, um viele Veränderungen wagen zu dürfen¹⁵.“ In dem gleichen Schreiben macht Goetz erste Vorschläge für die Stellung des neuen Hauses auf dem Grundstück. Eine der drei Varianten sieht sogar eine Dreiflügelanlage von erheblichen Abmessungen vor. Dem Brief fügte Goetz eine Aufstellung der Reparaturen bei, die bis zu einer endgültigen Entscheidung im alten Hospital vorgenommen werden müßten. Sie ist insofern von Bedeutung, als viele der 1851 durchgeführten Arbeiten hier ihren Ursprung finden.

Die Goetzschen Vorschläge wurden jedoch nicht weiter ausgearbeitet, da man inzwischen den Plan gefaßt hatte, in Oberursel ein Distrikthospital für das ganze Amt Königstein einzurichten¹⁶. Dieses sollte auf dem Gelände vor dem 1823 neu gebrochenen Rahmtor erbaut werden. Die Verhandlungen schienen kurz vor dem Abschluß, als sich 1824 plötzlich in der Bürgerschaft eine starke Opposition, angeführt von den Müllern und den Bierbauern, erhob. Da zudem zu befürchten war, daß Oberursel durch den Bau mit erheblichen Unkosten belastet werden würde, schloß sich der Gemeinderat der Gegenbewegung an, worauf die ganze Angelegenheit im Sande verlief.

Der rapide Verfall des Gebäudes führte 1837 zu erneuten Verhandlungen über einen Neubau, vorgesehen waren nacheinander ein Platz vor dem — damals schon abgebrochenen — Neutor, der sogenannte „Hennemannsche Garten“

nördlich der heutigen Körnerstraße und die „Biengärten“ zwischen Körner- und Oberhöchstader Straße. 1840 schließlich kam man zu der Überzeugung, daß ein Neubau unter den derzeitigen Verhältnissen nicht wünschenswert sei. Erst 1851 erfolgte die längst überfällige Renovierung des Hospitalgebäudes. Leider ist der entsprechende Band der Hospitalrechnungen verlorengegangen, so daß wir über die Einzelheiten nicht näher Bescheid wissen. Aus dem Baubefund (s. u.) lassen sich die damals durchgeführten Arbeiten jedoch recht genau ablesen. Neben einer eingreifenden Umgestaltung des Wohnhausinneren wurden weite Teile der Erdgeschoßaußenwände erneuert. Außerdem erhielt das Wohnhaus nach dem Abbruch der Scheune einen geräumigen Anbau. Die Gesamtkosten beliefen sich auf ca. 8000 Gulden.

Das späte 19. und das 20. Jahrhundert

Um 1860 wurde eine kleine Waschküche an der heutigen Korfstraße erbaut, die 1886 durch eine Remise erweitert wurde¹⁷. 1957 wurde ein Grundstücksteil auf der Westseite abgetrennt und an Willi Scheib (Hospitalstraße 11) verkauft, der hier ein Lager- und Garagengebäude erbaute¹⁸. Nachdem 1958 das „Städtische Altersheim“ im Hospitalgebäude geschlossen worden war, diente das Haus noch einige Zeit als Unterkunft für Sozialfälle. Zu Beginn der siebziger Jahre schließlich schien sein Ende nahe, Verkehrsplaner und Gewerbetreibende forderten den Abbruch des störenden Gebäudes, der sich aus verschiedenen Gründen jedoch verzögerte. 1974 wurde das kleine Nebengebäude an der Korfstraße beseitigt und 1975 die Fläche zwischen Hospital und Kirche neu gestaltet (Kinderspielplatz, Sitzbankgruppen etc.). An einen Abbruch des Hauptgebäudes dachte inzwischen niemand mehr; selbst die Wegnahme des Kapellenanbaus, eine früher von verschiedenen Seiten vorgeschlagene Lösung, war außerhalb der Diskussion gerückt. So kam es 1976 zur völligen Sanierung des Hauses, wozu das Land Hessen erhebliche Gelder aus Konjunkturförderungsmitteln beisteuerte. Das am

6. November 1976 feierlich der Öffentlichkeit übergebene Hospital enthält nun eine Altagsstätte, eine Sozialstation und Räume für kulturelle Zwecke (Volkshochschule, Kulturkreis, Verein für Geschichte und Heimatkunde). Damit hat das Gebäude über 300 Jahre nach seiner Erbauung nichts von seiner Bedeutung für die Altstadt, ja für die gesamte Stadt Oberursel eingebüßt.

Baubeschreibung und -analyse

Von den Hospitalgebäuden ist das Wohnhaus als einziges erhalten geblieben. Im Kern besteht es aus dem 1668 errichteten Fachwerkbau mit dem gleichzeitigen Kapellenanbau. Der kleine gewölbte Keller aus der Zeit um 1500 wurde verändert in den Neubau einbezogen. Die Renovierungen von 1851 — aus diesem Jahr stammt auch der rückwärtige Anbau — und 1976 erfolgten unter großen Verlusten an ursprünglicher Substanz, so daß von dem 1668 entstandenen Bau nur noch die stark erneuerten Außenwände und die Decken erhalten sind.

Das 1645 zerstörte Gebäude

Von dem 1645 zerstörten Gebäude hat sich nur der kleine tonnengewölbte Keller erhalten. Eine anlässlich der jüngsten Renovierung durchgeführte Notgrabung¹⁹ verhalf aber zur Klärung verschiedener Detailfragen, so daß sich ein — wenn auch lückenhaftes — Bild von der ursprünglichen Situation erstellen läßt (Fig. 1). Der Keller ist um ca. 10° aus der Richtung des bestehenden Hauses gedreht und war ursprünglich an der Südseite etwa 1 Meter kürzer. Westlich des Kellers fanden sich in der Flucht seiner Nordwand Reste eines Feldsteinfundamentes. Östlich schließt sich eine durch Kiesel-schüttung befestigte Fläche an, im Süden durch eine gepflasterte Rinne in Verlängerung der Kellersüdwand begrenzt. Südlich davon liegt — etwa auf dem Niveau der heutigen Hospitalstraße — ein Straßenpflaster aus kleinen bis mittelgroßen Feldsteinen, dessen westliche Fortsetzung durch die nachträgliche Erweiterung des Kellers zerstört wurde. Aus dem

Befund ergibt sich, daß das zu dem Keller gehörende Gebäude, das mit seiner Traufe fast genau parallel zur Stadtmauer stand, eine Tiefe von 6 Metern hatte. Unbegründet erscheint zunächst die Schiefwinkligkeit der Ostwand bzw. ihre Stellung zum Mühlgraben. Die Nordostecke springt so weit nach Osten vor, daß zwischen ihr und dem Graben nur ein Raum von etwa 4 Metern Breite bleibt. Dies spricht dafür, daß die durch Kiesel-schüttung befestigte Fläche östlich des Kellers nicht zum Grundstück, sondern zu der am Mühlgraben entlangführenden Straße gehörte. Die Stellung der Ostwand wäre dann durch eine trompetenförmige Einmündung dieser Straße in die heutige Hospitalstraße zu erklären.

Die Ausdehnung des Hauses nach Westen ließ sich nicht feststellen. Aus dem reichlich vorhandenen Brandschutt ergibt sich, daß es aus Fachwerk bestand und mit Hohlpfannen gedeckt war.

Wie aus dem Grabungsbefund weiter hervorgeht, war es das erste an dieser Stelle, folglich dasjenige, welches Henchen um 1530 dem Hospital schenkte. Ein terminus post quem liegt im Beginn der Unterstadtbesiedlung kurz nach 1450; da die Hospitalstraße als Hintergasse zur Strackgasse sicher erst etwas später bebaut wurde, dürfte das Haus in den Jahren um 1500 entstanden sein.

Der Neubau von 1668

Der 1668 errichtete Neubau ist — allerdings in veränderter Form — bis heute erhalten geblieben. Die jüngste Renovierung ermöglichte eine gründliche Bauuntersuchung und deren Ergebnis eine weitgehende Rekonstruktion des ursprünglichen Zustandes. Lediglich einige Partien der Erdgeschoßaußenwände und die Pfostenstellungen der meisten Innenwände ließen sich nicht mehr feststellen (Fig. 2—8).

L a g e

Der Neubau wurde gegenüber seinem Vorgänger um ca. 10° gedreht. Die Gründe hierfür sind nicht bekannt, hängen aber vielleicht mit

einer Verlegung der Hospitalstraße zusammen, die ursprünglich sicher an der Stadtmauer entlanglief. Außerdem erhielt das Gebäude wesentlich größere Abmessungen, wozu man die Fluchten auf allen Seiten, besonders aber im Osten und Süden, über die bestehenden hinausschob. Auf der Ostseite kam man dem Mühlgraben so nahe, daß man die dortige Giebelwand schräg stellen mußte, um überhaupt noch einen Durchgang zwischen Graben und Haus freizulassen. Im Süden waren die Erweiterungsmöglichkeiten durch den beträchtlichen Abstand zur Stadtmauer gegeben, was man mit dem Kapellenanbau auch in großem Maße nutzte.

Durch die großzügige Dimensionierung des Neubaus kam der alte Keller, der den Stadtbrand 1645 unbeschädigt überstanden hatte, in die Mitte des Hauses zu liegen. Um ihn belichten zu können, verlängerte man ihn bis zur neuen Südwand. Auf die Westseite der Verlängerung legte man den Kellerzugang²⁰.

Grundriß

Das Haus hat eine Tiefe von 7,55 m und eine Länge von 16,80 m (im Norden) bzw. 19,45 m (im Süden). An der Südostecke springt ein 4,40 m breiter Anbau 3,40 m nach Süden vor. Die Ostwand steht wegen des in geringem Abstand vorbeifließenden Mühlgrabens (s. o.) nicht im rechten Winkel zur Längsachse des Hauses; ihre Richtung nehmen auch die Seitenwände des Anbaus auf.

Der langgestreckte Grundriß wird in beiden Stockwerken durch zwei Querscheidewände in drei Zonen geteilt. Die östliche dieser beiden Wände verläuft schräg, da sie die Westmauer des Kellers als Fundament benutzt. Ebenfalls in beiden Stockwerken durchlaufen zwei Längsunterzüge bzw. -wände das ganze Haus. Ihr Abstand ist im Unterstock etwas größer als im Oberstock.

Im einzelnen finden wir folgende Raumaufteilung:

Unterstock

Westliche Zone

Je zwei etwa quadratische Kammern zu

seiten eines in Hausmitte liegenden Ganges, der in der westlichen Giebelwand einen Ausgang ins Freie besitzt.

Mittlere Zone

Geräumiger Flur mit dem Hauseingang in der Südwand und der Stockwerkstreppe in der Südostecke. Zur höher gelegenen westlichen und östlichen Zone führen eine vier- bzw. fünfstufige Treppe. Anschließend an den Flur, durch eine Wand unter dem nördlichen Unterzug abgetrennt, die Küche mit dem großen Rauchfang in der Südostecke.

Östliche Zone

In die große Hospitalstube, die die ganze östliche Zone einnimmt, ragt in der Südostecke die im Anbau gelegene Kapelle ca. 1,5 m hinein. Die Kapelle liegt drei Stufen tiefer als die Stube und ist durch eine breite Tür in der westlichen Außenwand sowie von der Stube aus zugänglich.

Oberstock

Westliche Zone

Aufteilung wie im Unterstock.

Mittlere Zone

Aufteilung wie im Unterstock, jedoch ist der Raum über der Küche nochmals unterteilt. Die Treppe zum Dachboden liegt in der Südwestecke des Flurs.

Östliche Zone

Mehrere Kammern zu seiten eines in Hausmitte liegenden Ganges: drei Kammern nördlich, zwei südlich des Ganges, hier außerdem ein Gang, der entlang der Gebäudeostwand zum Raum über der Kapelle führt.

Der durch die Kehlbalckenlage zweigeschossige Dachraum ist ansonsten ungeteilt.

Wandgefüge

Die Außenwände des Unterstocks, die des Oberstocks auf der West- und Nordseite, das westliche Giebeldreieck und sämtliche Innenwände bestehen aus einfachem, konstruktivem Fachwerk, das heißt, zur Verstrebung werden aus-

schließlich stockhohe, von der Schwelle bis zum Rähm reichende Streben verwendet. Außerdem fehlen jegliche Schmuckformen. An der nördlichen Außenwand des Oberstocks und an einigen Innenwänden sind die Riegel mit den Streben verblattet, alle übrigen Holzverbindungen des Hauses sind gezapft. Auf der Süd- und der Ostseite sowie am Kapellenanbau zeigt der Oberstock als Verstreibungsform die Mannfigur. Bis auf Rähm- und Schwellenprofilierung fehlen aber auch hier weitere Schmuckformen.

Entsprechend der kleinteiligen Innenraumgliederung finden sich kaum Fenstergruppen, sondern fast nur Einzelfenster. Die Kapellenfenster der Süd- und Westseite waren offensichtlich durch entsprechend geschnittene Knaggen rundbogig geschlossen.

Dachstuhl

Das Kehlbalkendach wird von einem liegenden Stuhl unterstützt. Dieser besteht aus sechs Bindern, von denen zwei in die Giebeldreiecke

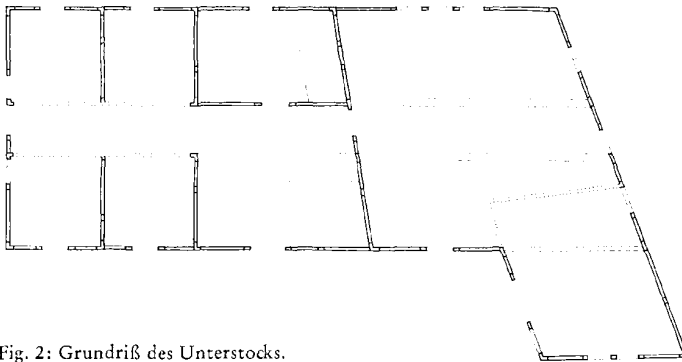


Fig. 2: Grundriß des Unterstocks.

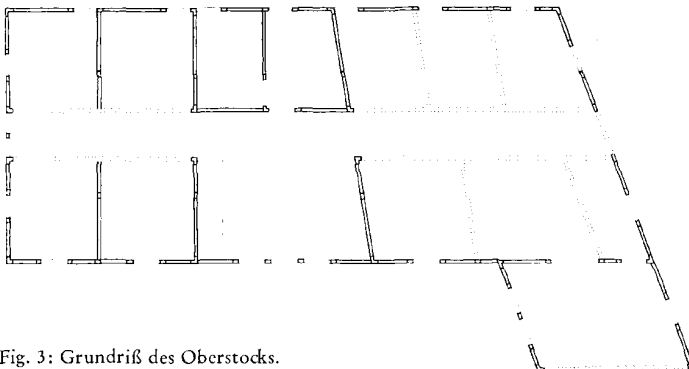


Fig. 3: Grundriß des Oberstocks.

Fig. 2—8: Rekonstruktion des Hospitalgebäudes von 1668, Maßstab 1:200.

..... Im Grundriß: Pfostenstellungen und Öffnungen nicht bekannt; im Schnitt: Lage der Horizontalhölzer nicht bekannt.

— — — — Im Aufriß: ohne Befund.

integriert sind. Die übrigen vier verteilen sich in nicht ganz regelmäßigen Abständen auf den Dachraum, nehmen aber, da sie auf Dachschweller stehen, auf die Einteilung des Oberstocks keine Rücksicht. Die Spannriegel, die mit einer Balkenstärke Abstand unter den Kehlbalken liegen, tragen einen mittleren Längsunterzug. Die Queraussteifung übernehmen

Kopfstreben zwischen den Stuhlsäulen und den Spannriegeln, die Längsaussteifung lange Streben zwischen Dachschwelle und Stuhlrähm. Die Dachkonstruktion des Anbaus ist nicht bekannt.

Das Fachwerk der Außenwände sowie zum größeren Teil auch das der Innenwände besteht aus Eichenholz, die übrigen Innenwände, die

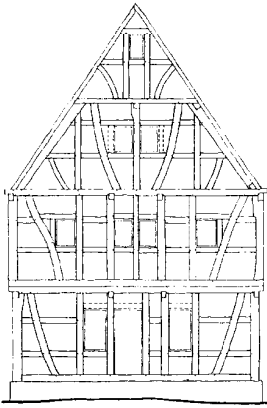


Fig. 4: Aufriß der Westseite.

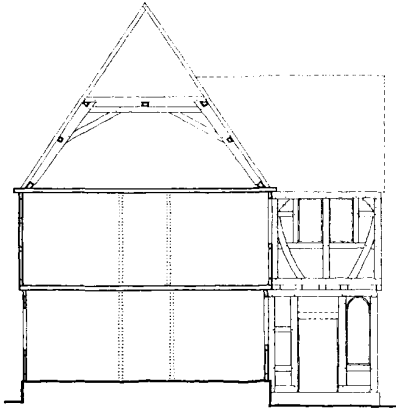


Fig. 5: Querschnitt durch die westliche Zone
Aufriß der Westseite des Anbaus.

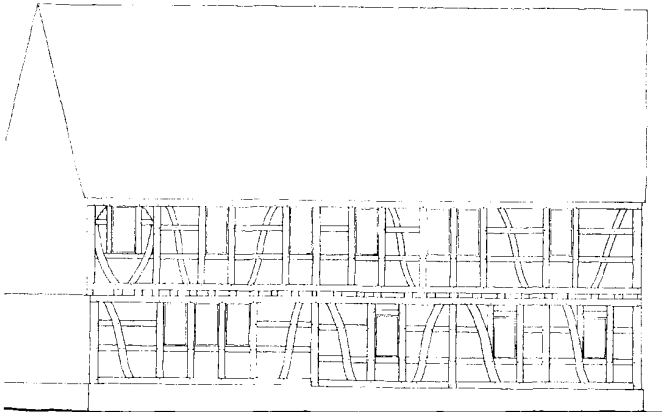


Fig. 6: Aufriß der Nordseite.

Deckenbalkenlagen und die Dachkonstruktion aus Nadelholz (vermutlich Fichte).

Die Renovierung 1851

Die gründliche Renovierung des Jahres 1851 ging weit über bestandserhaltende bzw. -wiederherstellende Maßnahmen hinaus. Zum einen änderte man die Raumkonzeption des ganzen

Gebäudes, weiterhin versuchte man, das Äußere dem Zeitgeschmack anzupassen. Letzteres geschah durch Einbrechen großer, axial angeordneter Einzelfenster, die an der Südseite durch ihre rhythmische Abfolge allerdings noch die Dreizonigkeit verraten. Verputzt worden war der Bau offenbar schon vorher; ein Aquarell von Usener aus dem Jahre 1834, das am

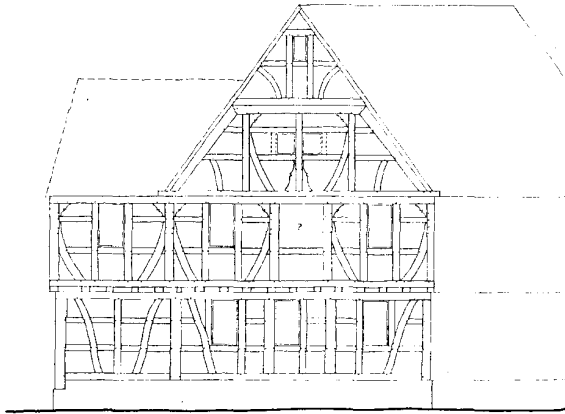


Fig. 7: Aufriß der Ostseite.

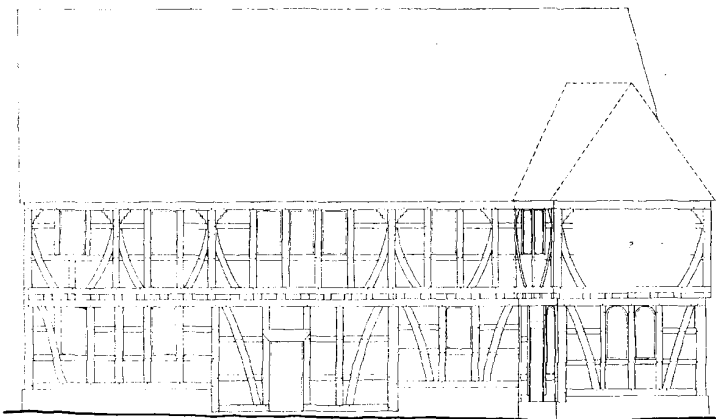


Fig. 8: Aufriß der Südseite.

linken Rand ein Stück des Kapellenanbaus zeigt, läßt keine Fachwerkstruktur erkennen. Im Inneren gab man die zellenartigen, nur für eine Person oder ein Ehepaar gedachten Kammern zugunsten wesentlich größerer Räume auf, die dann sicherlich mit mehreren Hospitalinsassen belegt waren. Die dreizonige Gliederung blieb ebenso wie der Flur und die Küche erhalten. Einen erheblichen Raumgewinn brachte der Anbau an der Rückseite, so daß man mit der nun vorhandenen Nutzfläche recht großzügig umgehen konnte. So wurde unter anderem über der großen Stube im Unterstock eine gleich große im Oberstock eingerichtet. Die genaue Bestimmung der einzelnen Räume läßt sich heute allerdings nicht mehr feststellen.

Die Renovierung 1976

Die jüngste Sanierung des ziemlich heruntergekommenen Gebäudes brachte neben der Fachwerkreilegung eine völlige Entkernung des Inneren und den Verlust des durch Fäulnis und Schädlinge stark mitgenommenen Dachstuhls. Wegen des allzu rigorosen Umgangs mit der alten Bausubstanz ist die Renovierung aus der Sicht des Denkmalpflegers nicht besonders gelungen. Immerhin wurde eines der bedeutendsten Gebäude der Altstadt in seinem äußeren Erscheinungsbild aufgewertet und mit der Altentagesstätte eine neue Funktion gefunden, die an die ursprüngliche anknüpft.

Das Hospital und seine Stellung im Oberurseler Fachwerkbau

Das Hospital ist nach dem Pfarrhaus (1657)²¹ und dem Rathaus (inschriftlich 1659 datiert) der dritte Fachwerkbau nach der Zerstörung 1645, der über das gewöhnliche Bürgerhaus hinausgeht. Von seinem Grundriß her ist es allerdings weder mit den genannten Bauten noch — trotz seiner Dreizonigkeit — mit den Bürgerhäusern zu vergleichen. Eher ist eine Einordnung aufgrund der Fachwerkkonstruktion möglich, obwohl erst ein kleiner Teil des Oberurseler Baubestandes wissenschaftlich auf-

genommen werden konnte. Als etwa zeitgleiche, inschriftlich datierte Häuser bieten sich St.-Ursula-Gasse 19 (1667) und 21 (1669) zum Vergleich an.

Beim Hospital sind der Unterstock und die rückwärtigen Seiten des Oberstocks in schlichtem konstruktivem Fachwerk ausgeführt, während sich die Mannfigur und die Profilierungen, also alle Schmuckformen, auf die „Schauseiten“ des Oberstocks beschränken. Diese Bevorzugung des Oberstocks findet sich in weiten Gebieten des hessisch-fränkischen Fachwerks, sie wird in Oberursel allerdings besonders konsequent eingehalten. Die Verblattung von Riegeln und geschloßhohen Streben an nur einigen Partien des Hauses erscheint zunächst ungewöhnlich, erklärt sich aber aus einer zwischen etwa 1645 und 1680 zu verfolgenden Entwicklung. Bis zur Zerstörung 1645 und auch noch in den ersten Jahren des Wiederaufbaus war die Blattung die einzig gebräuchliche Verbindung von Riegeln und Streben. Bis um 1680 wurde sie nach und nach durch die Verzapfung abgelöst, so daß sich an den Bauten dieser Zeit fast alle Zwischenstufen finden. Am längsten hielt sich die Blattung normalerweise in den Giebeldreiecken zusammen mit dem ebenso altertümlichen stehenden Stuhl. Am Hospital wurde sie nur bei der Oberstocksnordwand und einigen Innenwänden verwendet. Das ein Jahr jüngere Haus St.-Ursula-Gasse 21 besitzt sie an der ganzen Giebelseite zum Nachbargrundstück, während der Zimmermann bei dem schon zwei Jahre früher entstandenen Haus St.-Ursula-Gasse 19 offensichtlich völlig auf sie verzichtete. Eine Regel für das Auftreten der Riegel-Streben-Verblattung ließ sich bisher nicht erkennen.

Das Schmuckfachwerk des Hospitals kann insofern nicht einwandfrei beurteilt werden, als auf die ursprünglich eventuell vorhandenen Brüstungsfüllungen jeglicher Hinweis fehlt. Dies liegt daran, daß die Hölzer der Brüstungsfüllungen mit den umgebenden Hölzern zwar verzapft, bis auf die Knaggen der ausgesparten Raute aber nicht vernagelt wurden, somit in

der Ansichtsfläche nach ihrer Entfernung keine Spuren hinterlassen. Eine Rekonstruktion wäre nur nach Herausnahme der Ausmauerung möglich gewesen.

Natürlich ist auch ein Fachwerkgefüge ohne Brüstungsfüllungen denkbar und für die Zeit um 1668 durch das Haus St.-Ursula-Gasse 21 nachgewiesen. Andererseits ist bei der Bedeutung des Baues und dem beachtlichen Vermögen des Hospitalfonds kaum vorzustellen, man habe sich mit einem derart schlichten Aussehen begnügt. Im Vergleich zu anderen Bauten wirken die Aufrißrekonstruktionen ausgesprochen schmucklos, ja leer, so daß man doch Brüstungsfüllungen annehmen möchte. Zwei Nagellöcher in der Schwelle des östlichen Giebeldreiecks zu seitens des Mittelpfostens lassen an dieser Stelle nur zwei geschweift ausgeschnittene, gestreckte Fußknaggen möglich erscheinen, wie sie im Rathausgiebel noch heute erhalten sind. Wenn aber sogar im Giebel für die Konstruktion völlig überflüssige Zierhölzer vorkommen, muß man solche erst recht im Oberstock voraussetzen. An Formen waren in Oberursel zu dieser Zeit unter anderem der Feuerbock und die Kombination von Andreaskreuz und Raute gebräuchlich, die auch für das Hospital anzunehmen sind. Die Profilierung von Schwelle und Rähm im Oberstock sowie die der Stuhlsäulen, des Spannriegels und des Kehlbalkens im östlichen Giebeldreieck besteht aus einem oben und unten deutlich abgesetzten Karnies, das in Oberursel fast ausschließlich verwendet wurde.

Das Hospital bleibt also sowohl mit seiner Konstruktion als auch mit seinen Schmuckformen im Rahmen des im Oberurseler Bürgerhausbau Üblichen. Einer späteren Untersuchung bleibt es vorbehalten, die Herkunft des Grundrisses zu klären. Nach den bisherigen Forschungen kann nur so viel gesagt werden, daß ein direktes Vorbild in dem 1609/11 erbauten Hospital in Kronberg zu bestehen scheint. Der Grundriß mit dem Kapellenanbau am Ende einer Längsseite war aber wesentlich weiter

verbreitet, wie das Spital in Steinau an der Straße zeigt.

Anmerkungen:

- ¹ NEUROTH, Ferdinand: Geschichte des Hospitals ad S. Barbaram, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Heimatkunde Oberursel, Heft 11—15 und 17, im folgenden zitiert „NEUROTH“.
- ² KOLB, Waldemar: Die Hospitalkirche, in: Mitteilungen . . . , Heft 11 und 13, im folgenden zitiert „KOLB“.
- ³ DÖRY, Ludwig Baron: Die Bildwerke der Hospitalkirche Oberursel, in: Mitteilungen . . . , Heft 13.
- ⁴ NEUROTH, Heft 11, S. 69/13.
- ⁵ Hospitalrechnungen, Stadtarchiv Oberursel, Abt. X, Nr. 24. Sofern im Folgenden zu den Jahreszahlen keine Quellenangaben erfolgen, sind sie den jeweiligen Hospitalrechnungen entnommen.
- ⁶ Docken = Strohbindel, die bei Hohlpfannendeckung zur Abdichtung des Daches unter den Ziegeln an der Dachlattung befestigt wurden.
- ⁷ NEUROTH, Heft 14, S. 70/41.
- ⁸ Die Glocke hängt heute im Dachreiter der Hospitalkirche.
- ⁹ KOLB, Heft 13, S. 70/4 ff.
- ¹⁰ Ratsprotokolle, Stadtarchiv Oberursel, Abt. III, Nr. 5.
- ¹¹ Mit dem „Einkaufsgeld“ konnte man sich eine Pfründnerstelle auf Lebenszeit erwerben.
- ¹² Ratsprotokolle, s. 10.
- ¹³ Die Hospitalkirche gehört nicht zum eigentlichen Hospitalanwesen und wird deshalb hier nicht berücksichtigt.
- ¹⁴ NEUROTH, Heft 14, S. 70/41.
- ¹⁵ Hospitalbauakten, Stadtarchiv Oberursel, Abt. X, Nr. 15, Blatt 13—23, mit Plan.
- ¹⁶ Diese und die folgenden Angaben bis 1851 nach NEUROTH, Heft 14, S. 70/41—42.
- ¹⁷ Brandkataster, Stadtarchiv Oberursel, Abt. VIII, Nr. 3, Bd. 4 und 6.
- ¹⁸ Bauakten bei der Bauaufsichtsbehörde Oberursel.
- ¹⁹ RECK, Hans-Hermann: Grabungsbericht der Grabung im Gebäude Hospitalstraße 9 . . . , maschinenschriftliches Manuskript beim Verfasser, 1976.
- ²⁰ Aus diesem Grund fehlte dem Tonnengewölbe an dieser Stelle das Widerlager. Bei den Renovierungsarbeiten 1976 stürzte die Gewölbewandlung ein und durch eine Betondecke ersetzt.
- ²¹ NEUROTH, Ferdinand: Geschichte der Stadt Oberursel und der Hohemark, Oberursel 1955, S. 218.

Zwei wiedergefundene Grabplatten in der Kreuzkapelle

Von Waldemar Kolb

Unter dem Holzpodest der Kirchenbänke in der Hl. Kreuzkapelle auf dem Südfriedhof liegen zwei alte Grabplatten, von denen nur Teile sichtbar herausragen. Von der rechten Platte kann man gerade den oberen Teil eines Kelches mit Hostie und kleinem Kruzifix erkennen, so daß man wenigstens weiß, daß es sich um ein Priestergrab handelt. Ihm gegenüber liegt ein zweites Grab an der linken Seite des Podestes, von dessen Deckplatte nur der obere Teil mit einem Helm samt Kleinod als Teil eines Wappens sichtbar ist. Um nun beide Grabplatten zu identifizieren und festzustellen, ob noch weitere Gräber unter dem Holzpodest versteckt sind, haben einige Vereinsmitglieder¹ im Januar 1973 das große zusammenhängende Podest angehoben und zweimal seitlich so verschoben, daß einmal die eine Platte und danach die andere Platte so weit freigelegt wurden, daß die Inschriften entziffert werden konnten. Die Größe des einteiligen, an Ort und Stelle angefertigten Podestes und der beschränkte Raum ließen eine völlige Freilegung der beiden Gräber — auch nacheinander — nicht zu. Es konnte allerdings festgestellt werden, daß weitere Grabplatten nicht vorhanden sind.

1. Die Grabplatte des Pfarrers Dr. Liborius Lingmann † 1726

Die Grabplatte aus Sandstein ist 86 cm breit und 173 cm lang. Ein 7,5 cm breiter scharrierter Rand leitet mit einer 2,5 cm breiten Kehle zu einem vertieften Schriftfeld von 66 cm Breite über, aus dem sich im oberen Teil Kelch und Kruzifix plastisch herausheben. Der Hintergrund des Kruzifixes ist zusätzlich auf einer das Kreuz umfassenden geradlinig begrenzten Fläche eingetieft. Am unteren Rand des Schriftfeldes ist ein Totenschädel mit zwei gekreuzten Oberschenkelknochen innerhalb eines ebenfalls zusätzlich vertieften tafelförmigen Rechtecks erhaben dargestellt. Die Ecken dieses Rechtecks sind viertelkreisförmig konkav abgerundet. Zwischen Kelch und Totenschädel ist die In-

schrift in sauberer und gut erhaltener Schrift eingemeißelt. Sie lautet:

PL(URIMU)M.R(EVEREN)D(US).ET.
AMPLISSIMUS./D(OMI)N(US).LIBO-
RIUS.LINGMAN.I(URIS).U(TRIUS-
QUE)./D(OCT)OR.COLLEG(IATAE).
ECCLES(IAE).AD.S(ANCTUM)./
PETRUM.IN.NORTHEN.CAN(ONI-
CUS)./CAP(ITULARIS).OLIM.
DECAN(US).TANDEM./PAROCHUS.IN.
OBERURSELL./ELECTUS.IN.DECA-
NUN(!).RURALEM./A(NN)O.1709.
15.MAY.QUI.EODEM./
MAY.A(NN)O.1726.VEFIMUM.DIEM.
CLAUSIT AETATIS
SUAE 66.

CUIUS.ANIMA.
R. I. P. A.

(Ergänzungen in Klammern vom Verfasser.)

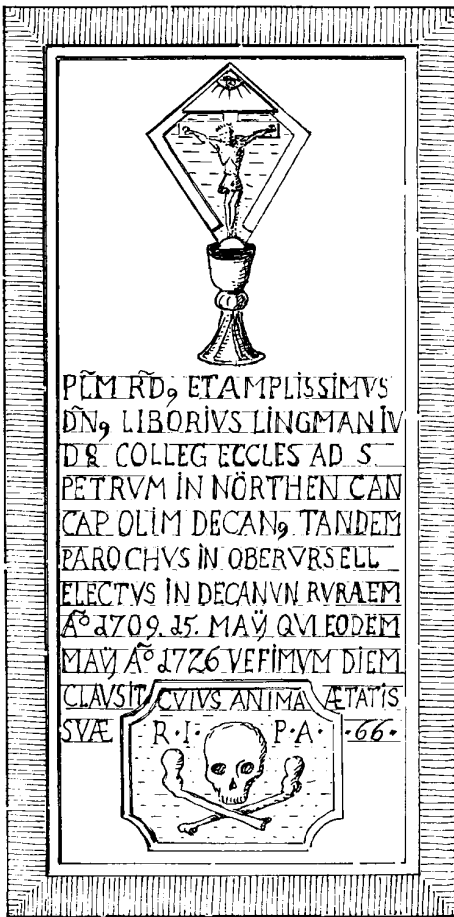
Zu deutsch: „Der höchstgeachtete und überaus würdige Herr Liborius Lingmann, Doktor beider Rechte, Kapitularkanonikus der Stiftskirche St. Peter zu Nörten und ehemals Dekan, war zuletzt Pfarrer in Oberursel. Er wurde am 15. Mai 1709 zum Dekan des Landkapitels (Königstein) gewählt und beschloß am gleichen Tage des Jahres 1726 seinen letzten Tag im Alter von 66 Jahren. Seine Seele ruhe in Frieden! Amen.“

Dr. Liborius Lingmann ist ca. 1660 in Heiligenstadt geboren und hat nach eigenen Angaben² in Paris den Doktorgrad beider Rechte erworben. Über seine weitere Ausbildung und den Zeitpunkt seines Eintritts in das Stiftskapitel von St. Peter zu Nörten (heute Nörten-Hardenberg, zwischen Göttingen und Northeim gelegen), konnte ich nichts in Erfahrung bringen. Jedenfalls war er später (seit 1702) Pfarrer in Stadtworbis³, das von Nörten aus mit Pfarrern versehen wurde. Zugleich war er Landdechant. Als der Stiftsdechant Johann Theodor Klinkhard die Dechanei in Nörten resignierte, erhielt sie Lingmann (am 24. Juli 1704) und Klinkhard übernahm die Pfarrei Stadtworbis. Lingmann nahm am 25. August 1704³ Besitz

von der Dechanei und residierte ab 1. Februar 1705³ als Dechant von St. Peter zu Nörten. Ein Heiligenstädter wie Lingmann, Lukas Kunkel, war 1704 Pfarrer in Oberursel geworden⁴. Nachdem er die von seinem Bruder Jodokus Kunkel freigemachte Kanonikerstelle zu Nörten erhalten hatte (1707)⁵, bemühte er sich um

die Dechantenstelle am Stift zu Nörten und verabredete mit Dr. Lingmann einen Amtertausch, der um die Jahreswende 1708/09 auch genehmigt wurde. Am 1. Februar 1709⁵ wurde Kunkel als Dechant in Nörten und Dr. Lingmann am 28. Februar 1709 als Pfarrer in Oberursel eingeführt. Bereits am 15. Mai des gleichen Jahres wurde Dr. Lingmann zum Dekan des Landkapitels Königstein gewählt.

Dr. Liborius Lingmann war ein sehr tatkräftiger Pfarrer. Er ließ in den Jahren 1709 bis 1714⁶ die St.-Ursula-Kirche wesentlich umgestalten: Die Empore wurde vergrößert und zu diesem Zweck die sog. kleine Orgel über dem St.-Jakobi-Altar abgebrochen und auf die Männerbühne verbracht. Zwei neue Seitenaltäre wurden in Mainz angefertigt und der Weg auf dem Kirchhof gepflastert. Die Mauer, vor welcher bis dahin der St.-Katharinen-Altar gestanden hatte, wurde auf seine Veranlassung durchgebrochen und anstelle der inneren Emporentreppe der noch jetzt vorhandene äußere Zugang durch die Mauer hinter dem Turm hergestellt. Auf diese Weise erhielt der Bommerheimer Gang wenigstens einen Teilblick in den Chor. Der Hl.-Kreuz-Altar, der mitten vor dem Chor gestanden hatte, wurde beseitigt und anstelle des platzraubenden alten Taufsteins ein neuer aus Lahnmarmor beschafft (1713). Zwei neue Beichtstühle aus Nußbaumholz wurden aus Homburg geliefert. 1716⁷ wurde die neue Kommunikantenbank vom Schreinermeister Stübi in Homburg gefertigt. 1718⁷ ließ Dr. Lingmann die Kreuzkapelle auf dem Südfriedhof völlig erneuern und vergrößern und 1719⁷ vom Maler Konrad Jäger aus Schönberg die überlebensgroße Kreuzigungsgruppe außen auf die Ostwand des Chores malen, die erst bei der Renovierung der Kirche 1954 beseitigt worden ist. 1720⁸ legte Pfarrer Lingmann den Grundstein zur neuen Hospitalkirche. Gewiß hat er sich auch bei ihrem Bau um vieles gekümmert. Die Kirchenrechnungen sind voller Einzelheiten über die vielen Veränderungen, die er in die Wege leitete und für deren Finanzierung er



aber auch sorgte. In künstlerischen Fragen war bekanntermaßen der Ilbenstädter Prior Norbert Knatz sein ständiger Berater⁹.

Die Hospitalkirche war noch nicht geweiht, als Pfarrer Dr. Lingmann starb. So ist er wohl auf eigenen Wunsch in der Kreuzkapelle zur letzten Ruhe gebettet worden.

Anmerkungen:

¹ Die Anregung zu dieser Arbeit gab Herr Ludwig CALMANO, es beteiligten sich daran die Herren Ludwig CALMANO, Harro JUNK, Waldemar KOLB,

Andreas und Michael MÜLLER-KARPE, Hans-Hermann RECK, Walter SCHEICH.

² Eintrag von 1702 im Taufbuch von Stadtworbis, zit. in: WOLF, Johann: Dipl. Gesch. des Peters-Stiftes zu Nörten, Erfurt 1799, S. 305.

³ WOLF, a. a. O.

⁴ Kirchenbücher von St. Ursula in Oberursel.

⁵ WOLF, a. a. O., S. 305.

⁶ 2. Kirchenbuch St. Ursula, Oberursel.

⁷ Kirchenrechnungen St. Ursula.

⁸ Vgl. Mitt. 70/5.

⁹ Vgl. Mitt. 70/21.

Zeichnung: W. Kolb

Der Hünenberg, die Hühnerburg und Gozzenhain?

Die Studie von Fritz Schummer über den Ringwall Hünenberg in der Gemarkung Oberhöchstadt in Heft 20 unserer „Mitteilungen“ wirft derartig neue Perspektiven auf, daß ein Nachwort gerechtfertigt erscheint.

Zunächst zum Namen selbst. Mit gutem Grund darf angenommen werden, daß der ursprüngliche und damit auch der richtige Name Hünenberg lautete, denn -burg ist die frühmittelalterliche Bezeichnung für eine Wehranlage: Saalburg und Kapersburg (Kastelle), Schnepfenburg (Turmhügel) etc. Auch Bürgel (frühmittelalterliche Wehranlage bei Kronberg u. a. O.) und der gleichnamige Ort bei Offenbach gehören dazu.

Wichtiger jedoch ist der Hinweis, daß sich auf dem Hünenberg eine frankenzeitliche „Siedlungsstelle“ (vgl. S. 27 r. Sp., S. 28 r. Sp.) befand und daß hier im Frühmittelalter Eisen verhüttet und das Bronzehandwerk betrieben wurde (S. 28 r. Sp.). (Dadurch steht dieses Gelände übrigens in Parallele zum Turmhügel „Drususküppel“ bei Obernhain, wo ebenfalls Eisenschmelzen standen.)

Ohne hierorts auf Einzelheiten bzw. die damit verbundenen Probleme eingehen zu wollen, drängt sich die Frage nach dem Namen dieser Siedlung auf. Da bietet sich nun Gozzenha(i)n

an, das mehrfach bezeugt ist: 1438 in einem Hohemark-Protokoll als „Gozzenheym“ (Saalburgjahrbuch 7, S. 139) und etwa gleichzeitig in einem Mainzer Visitationsprotokoll als „Gozenhan“ und im Register als „Gotzenhayn“ (Würdtwein: Dioec. Mog. Bd. 2, 1772, S. 40). Weil im Kirchenvisitationsprotokoll eine Mühle in Gozzenhain erwähnt wird, dachte der Verfasser stets an das Urseltal oberhalb von Oberursel, wo zur Not noch Platz für eine Siedlung gewesen wäre, aber jetzt bietet sich der Hünenberg viel besser an. Hier würde die Hainsiedlung wirklich im Walde liegen wie Eppenhain, Mammolshain, Altenhain etc. und bietet sich mehr Platz für eine Siedlung an als im oberen Urseltal. Der die Hünenbergwiesen durchfließende Bach bot damals genügend Wasser für den Betrieb der Mühle an. Die ganze von Schummer wieder aufgeworfene Hünenberg-Thematik sollte auch diese Konzeption einbeziehen. Rolf ROSENBOHM

Benutzte Literatur:

ROSENBOHM, Rolf: Über unsere Burg-Flurnamen im allgemeinen und die Alte Burg im besonderen, in: Heimat im Bild, 1975, Nr. 20, Realkatalog des St.A. Oberursel und collectanea des Verfassers.

Der Dalbisberg und die Altenhöfe

Von Rolf Rosenbohm

1. Die Themenstellung

Unsere nassauischen Bergnamen sind nach Wissen des Verfassers noch nicht bearbeitet worden. Im Stadtarchiv Oberursel befindet sich eine Sammlung der auf den beiden Ravenstein-Wanderkarten Maintaunus und Rheintaunus in 1 : 50 000 eingetragenen Bergnamen, in die auch die Grundwörter wie -berg, -hang, -norr, -lei, -kopf, -höhe etc., insgesamt ca. 25 Stück, aufgenommen wurden.

M. Petran hat in ihrem Beitrag über den Namen unseres Urselbaches im Heft 17 dieser Mitteilungen sich auch mit unserem Dalbisberg und dem auf seinem Hang entspringenden Dalbigsborn beschäftigt. Sie kommt zum Ergebnis: „Es darf als sicher angenommen werden, daß der Berg Ausgangspunkt für den Namenskomplex gewesen ist“ (S. 31). Dem ist voll zuzustimmen: Der Gesamtname des Berges wurde zum Spezialnamen einer seiner Quellen. Sie rechnet aber auch einen in dieser Gegend gelegenen Brunnen, der im Jahre 1587 als „Albanus Brun“ und „St. Albansbrunnen“ erscheint, zu diesem Namenskomplex. Hiergegen müssen Bedenken angemeldet werden.

Kürzlich hat nun Josef Friedrich im „Oberurseler Kurier“ zu Recht wieder darauf hingewiesen, daß der Name des Berges von der auf ihm liegenden Ringwallanlage „Altenhöfe“ unterschieden werden muß. Dieser Name konnte bislang nach der sachlichen Seite hin nicht gedeutet werden (siehe Abschn. 4).

Im folgenden soll nun weniger auf den philologischen als auf den historischen Aspekt dieses Problems eingegangen werden.

2. Der Dalbisberg

Wenden wir uns zunächst dem Dalbisberg zu. Dieser Flurname scheint selten zu sein. Kehrein führt für ganz Nassau nur einen Dalbigsborn (sowie einen Dallenberg, eine Dallenwiese und einen Dallborn) an (S. 366). In anderen flurnamenkundlichen Wörterbüchern wie Dittmaier, A. Bach: Ems, Ott: Klein-Auheim usw.

finden sich keine Belege. Damit wird der Name einer sehr alten Schicht zuzuweisen sein.

Reinhard Michel hatte die Liebenswürdigkeit, aus seiner Flurnamen-Exzerpte-Sammlung die älteren Belege herauszusuchen: „Dhalbesberg“ (ao. 1623). Belege für diese Form reichen in dieser Sammlung lückenlos bis 1884. Zwischen 1753 und 1780 erscheint sowohl in den Akten wie auf Karten dreimal die Form „Dalwigsberg“, 1813—1818 zweimal Dalbigsborg (Slg. Michel). Hieraus ergibt sich eindeutig, daß die älteste überlieferte Form, von der die Forschung auszugehen hat, Dalbes-Berg lautet und Dalwig eine Abschleifung darstellt.

3. Zur Topographie der Dalbesborne und des St.-Albanus-Brunnens

Zur topographischen Situation muß auf folgendes hingewiesen werden: Reinhard Michel, der das Verdienst hat, sich u. a. eingehend mit den Geländebeziehungen im oberen Urseltal beschäftigt zu haben, konnte dort im Ausläufer des Tales zwei Quellen lokalisieren, für die an der Hand der Flurnamen seit ca. 1860 die Namen Dalbesborn und Kleiner Dalbesborn bezeugt sind. Sie liegen dem Zug des Tales folgend etliche 100 m voneinander entfernt.

Der Dalbesborn ist der obere (Gewannenbuch, Blätter 44—46; Karte 1 : 5000). Ferner vermochte er die Lage des St.-Albanus-Brunnens, der um 1600 zweimal erwähnt wird, aufgrund der „Hirsch“-Karte in diesem Areal zu lokalisieren. Nimmt man an, daß hier im obersten Talwiesengrund des Urselbaches — und lediglich dieser kommt in Frage — stets nur diese beiden Quellen vorhanden waren, dann war eine dieser beiden der St.-Albanus-Brunnen.

4a. Der St.-Albanus-Brunnen: der historische Aspekt

Über diesen Namen läßt sich mehr aussagen, zumal in neuester Zeit neue Erkenntnisse über

St. Alban in der Wetterau und über Heiligen-Flurnamen¹ im Kaufunger Wald gewonnen worden sind.

Heiligen-Flurnamen sind in unserer Gegend nicht gerade häufig. Aus unserem Raum ist dem Verfasser „St. Ottilien“ in Kirdorf (heute Homburg vor der Höhe), „Heiliges Plack“ (Gem. Weißkirchen), auf dem ein „heilig Häusgen“ gestanden haben soll (ao. 1723), „Im Heiligen Rain“ (Gem. Stierstadt), der „Heilige Wald“ (in der Grenzbeschreibung der Hohe Mark von ao. 1582) sowie der Ort Strinz-Trinitatis bekannt. (Der rätselhafte Gonzenheimer, heute Homburger Flurname „Auf dem Thomas“ muß hier außer Betracht bleiben.) Die Flur St. Ottilien leitet ihren Namen von einer der heiligen Odilie geweihten Kapelle ab. Der Name Strinz-Trinitatis rührt von der „Ecclesia S. Trinitatis in superiori Stryntz“ oder „Strinze zu der heyligen Drivalkeit“ her. (Entsprechend gibt es ein Strinz-Margaretha.) Hier darf also wenigstens mit einer untergegangenen Form Strinz—St. Trinitatis usw. gerechnet werden. Hingegen haben die im 16. Jahrhundert ff. wüst gewordenen Kirchplätze Sankt Crutzen in der Kalbacher Gemarkung und St. Remigius im ebenfalls verlassenen Dorf Niederstedten keine Heiligen-Flurnamen hinterlassen. Das entfernt liegende St. Goar hingegen verdankt seinen Namen der Anwesenheit dieses Heiligen. — Zu beachten ist ferner, daß uns die einst dem Nazariuskloster gehörigen Nazariusländereien in Kirchdorf ohne Sankt-Zusatz überliefert sind.

Während also in der näheren Umgebung unserer Stadt Heiligen-Flurnamen nicht häufig sind, begegnen uns z. B. im sogenannten Stiftswald südlich von Ober-Kaufungen mehrere solcher Fluren, und zwar innerhalb eines Gebietes von nur $1\frac{1}{2}$ —2 Wegestunden. Zunächst ist eine St.-Ottilien-Flur bezeugt, die ihren Namen von einer 1506 genannten „Kapelle und Klaus, gelegen auf dem St. Ottilienberg“, herleitet. Offenbar gab es kein zugehöriges Dorf. Die ehemalige Kirche ist durch Funde belegt, auch

haften einige Sagen an ihr. — In gut 3 km Entfernung liegt eine St.-Klobes-Flur, die im 18. Jh. als „St. Claus“ bezeugt ist. Bislang gelang es dem Verfasser nicht, näheres über diese Flur in Erfahrung zu bringen, jedoch ist mit einer Herleitung von einer St.-Nikolaus-Kirche, -Kapelle oder -Kreuz zu rechnen.

Um das Bild abzurunden, sei noch auf folgende Kirchen hingewiesen, die alle innerhalb eines Radius von etwa $1\frac{1}{2}$ —2 Wegestunden liegen.

Der Flurname „Stückkirchen“ rührt von der „Kapelle der heiligen Juliana unter dem Berge“ (ao. 1304), die in oder bei Klein Lubesrode lag und 1505 zum letzten Male erwähnt wird, her. Rudimente waren noch bis etwa 1914 zu sehen. An dieser Kapelle haften einige Sagen. Wie es zum Namen Stückkirchen kommt, ist nicht bekannt.

An einem Teil des bedeutenden Basaltfelsens Bilstein haftet die Bezeichnung Naturdenkmal „Bilsteinskirche“ (Meßtischblatt). Die Bezeichnung Kirche rührt nicht etwa von der bizarren Form dieser Felspartie, sondern von einer früheren Marienkirche oder -kapelle her, wie Landau berichtet. (Daneben befand sich ein alter Gerichtsplatz nebst Richtstätte.) Etwa 10 Minuten von dieser Kirche entfernt befindet sich ein zweiter Basaltfels, an dem der Name Michelskopf haftet. Näheres über ihn ist dem Verfasser nicht bekannt.

Wohl gemerkt, dieses gesamte Heiligen- und Kirchennamengebiet, zu dem man noch die alten, noch existierenden Pfarrdörfer Eschenstruth und Helsa rechnen könnte, liegt auf engstem Raum im Stiftswald beisammen, der sich seit 1019 im Besitz des Klosters Kaufungen befindet und vorher einem frühmittelalterlichen königlichen Bergmünster gehörte. Zu Beginn der Reformation wurde dieses Gebiet calvinistisch, und dennoch haben sich wenigstens zwei Heiligen-Flurnamen und die Erinnerung an zwei oder drei Kirchen durch die Jahrhunderte hindurch erhalten. Wenigstens vom Michelskopf wird man annehmen dürfen, daß er einst St.-Michaels-Kopf hieß, und bei der

abseits der Siedlungen an einer alten Gerichtsstätte liegenden Bilsteinkirche lag die Bildung eines derartigen Flurnamens durchaus im Bereich der Möglichkeiten.

In einem so abgelegenen Gebiet wie dem Stiftswald halten sich natürlich alte Überlieferungen länger als in einem so volkreichen Gebiet wie dem unsrigen. So darf es nicht wunder nehmen, daß wir Heutigen von unserem St.-Albans-Brunnen nur noch den Namen kennen. Aber dieser Kaufunger Exkurs macht es doch wahrscheinlich, daß in ihm die Erinnerung an St. Alban oder an eine St.-Albans-Kapelle und dergleichen vorliegt.

Wenden wir uns dem heiligen Alban selbst zu. Wie der Vilbeler Lokalforscher Willi Giegerich, der kürzlich nachzuweisen vermochte, daß die alte Vilbeler Bergkirche St. Alban geweiht war, dem Schreiber dieser Zeilen mitteilte, ist dieses Patrozinium nicht nur selten, sondern es ist auch der frühesten christlichen Periode unserer Gegend zuzuweisen. Daß es zwei Heilige dieses Namens, einen britannischen und einen Mainzer, gibt, die im 2. bzw. im 4. Jahrhundert lebten, kann hier außer Betracht bleiben. Das Mainzer St.-Albans-Kloster ist einem dieser beiden Heiligen geweiht.

Petran vertritt, wie bereits angeführt, zum einen die Ansicht, daß der Dalbisberg der Ausgangspunkt für diesen Namenskomplex gewesen sei, zum anderen, daß „eine direkte Beziehung zwischen dem britischen Märtyrer . . . und unserer Gegend . . . ausscheidet. Sicher aber darf man eine Verbindung zu dem St.-Albans-Kloster in Mainz annehmen . . .“ (S. 31). Diese Annahme würde jedoch bedeuten, daß der namengebende Dalbisberg im Besitz des St.-Albans-Klosters gewesen wäre, was jedoch unserem Wissen um den Hohemark-Wald widerspricht. Der Wald war Gemeinbesitz der Markgenossen, und zwar spätestens von der fränkischen Zeit an. Zwar haben einzelne, oder richtiger, Gruppen von Bauern im Laufe der Jahrhunderte widerrechtlich Waldstücke gerodet², aber keine Bergeskuppen, sondern

Bachtäler, die in Wiesen umgewandelt wurden, sowie an die Gemarkung anrainende. Die Hohemark-Karte von Steinmetz im Saalburg-Jahrbuch 7 weist dieses eindeutig aus. Der Dalbisberg war also kein St.-Albans-Kloster-Berg.

Damit scheidet aber das St.-Albans-Kloster als namengebendes Element aus.

Wie steht es nun mit dem St.-Albans-Brunnen? Zunächst ist auffallend, daß der Brunnen diesen Namen führt. Auch bei der Bedeutung, den er gehabt haben mag, stellt er doch ein unscheinbares Objekt im Gelände dar. Es wäre eher eine St.-Albans-Kloster-Wiese zu erwarten.

Gegen eine solche bestehen jedoch Bedenken, da die Bauern, so gerne sie selbst den Markwald angetastet haben, dieses kaum von seiten des Klosters geduldet hätten, zumal dieses als solches nie markberechtigt war. Es wäre also an eine Schenkung an das Kloster zu denken. Für eine solche käme wohl nur das spätere Mittelalter in Frage, denn die Wiesen waren noch lange gemeinsames Eigentum der Bauernschaft: Jeder Bauer hatte ein Nutzungs-, aber kein Volleigentumsrecht an den Talauen-Wiesen³.

So ist also eine Herleitung des Namens unseres Brunnens von dem Mainzer Kloster recht unwahrscheinlich.

Damit bleibt nur übrig, daß wir in dem St.-Albans-Brunnen einen unmittelbar mit einem der beiden Heiligen in Beziehung stehenden Brunnen vor uns haben, wie die Kirchorfer Flur St. Odilien ihren Namen von einer einst dort stehenden Otilien-Kapelle ableitet. Welcher Art diese Beziehung war, sei dahingestellt, da die Heiligen-Flurnamen bei uns noch nicht untersucht worden sind. Immerhin wäre z. B. denkbar, daß der Mainzer Heilige hier getauft hätte. Es darf hier auf den immer noch rätselhaften Taufstein in Niederstedten, über den heute sinnigerweise unentwegt die Homburger Eisenbahn fährt, erinnert werden.

Auch der Mergenborn = Marienbrunnen im Maasgrund, aus dem die Kinder geboren werden (Petran S. 30), weist in diese Richtung.

4b. Der St.-Albans-Brunnen und der Dalbesborn: der philologische Aspekt

Wenden wir uns nun der philologischen Seite des Problems zu. Der älteste bekannte Beleg lautet „Albansborn“, ao. 1547 (Schoof, S. 10), dann folgen „St. Albansbronnen“, ao. 1587 (Michel), und um oder nach 1600 „Albanus Brun“ („Hirsch“-Karte). Dieses sind die drei einzigen bekannten Belege, und sie sind gleichzeitig die ältesten für die (beiden) Brunnen überhaupt. Wir dürfen also von St. Albanus-bron als älteste bekannte beziehungsweise rekonstruierbare Form ausgehen.

Nach 1600 verschwindet dieser Name bzw. diese Form. Kurze Zeit danach taucht ein „Dhalbesborrn“ auf, ao. 1623, um 1770 „Dalbesborn“ (shecken). Diese Hecken lassen sich von 1803 bis 1836 verfolgen (Slg. Michel). 1818 taucht die Form Dalwigsborn (shecken) auf, die sich im Gewannbuch von ca. 1860 als Dalbigsborn fest konstituiert hat (etliche Belege, Karten 44—46).

So bestätigt die -born-Reihe dasjenige der -bergreihe: Wir haben beim Berg bzw. beim Brunnen von Dalbes- auszugehen.

Zwischen dem letzten, undatierten Beleg des St.-Albanus-Brunnens (nach 1600) und dem ältesten Dalbesborn-Beleg klafft eine Lücke von rund zehn oder mehr Jahren. Auf diese Lücke werden wir abschließend zurückkommen.

Es erhebt sich die Frage, wie die Formen St.-Albans-Born und Dalbes-Born in sprachlicher Hinsicht zueinander stehen? Zunächst muß festgestellt werden, daß in beiden Wörtern nur drei Buchstaben übereinstimmen: dALBisborn — st. ALBansborn. Dann sind die Anlaute D bzw. A verschieden, wodurch die verbindende Brücke noch schmaler wird. Schoof und Petran behelfen sich nun dadurch, daß sie die Verwendung des Artikels Der nach dem bezeugten Muster zuM Eichen > Meiches (Vogelsberg), deR Odeborn > Rodeborn, toM Eylikesdorpe > Meilsdorf (Holstein) annehmen, wodurch infolge Prothese D[er] Albigsborg > D'albigsborg entstand. In den dem Ver-

fasser bekannten Fällen wird jedoch der letzte und nicht der erste Konsonant herübergezogen, und ferner steht dieser Herüberziehung das Sankt, das ja voll ausgesprochen wurde, im Wege. Allerdings verschwand dieses offenbar im Laufe des 16. Jahrhunderts. Ferner ist die Vorsilbe Dal so gut bezeugt, daß eine Notwendigkeit zu der nicht bezeugten Prothese nicht vorhanden ist, z. B. „Dalburg“, 12. Jh. (Brockhaus), Dalwigkstal, 14./15. Jh. (Festschrift Schröder, 1934, S. 172).

Nun gibt es zwei Sonderformen, die zeitlich genau in die Albanusborn-Dalbesborn-Lücke hineinpassen und überdies ein verbindendes Glied darzustellen scheinen. Zum Jahre 1596 erscheint: „an dem wege gegen dem AlbUsborn“ und ao. 1623 „beym DhalbUsborrn“ (beides Rügeregister). Dazu ist folgendes zu sagen: Von Prothese kann hier keine Rede sein, da jeweils ein M vorhergeht. Aber abgesehen davon. Wie wir sahen, handelt es sich in diesem Raume (mindestens) um zwei Quellen. Da liegt es nahe, dem einen den Namen Dalbesborn und dem anderen (St.) Albansbrunnen zuzuweisen, wobei der Heiligennamen unterging (vermutlich der untere, kleine Brunnen). Beide Namen gleichen sich im ausgehenden 16. Jahrhundert bei den Hohemark-Schreibern an, aber nach dem Untergang der St.-Albanus-Form setzte sich beim Dalbesborn der richtige Name, der auch im Jahre 1623 im Rügeregister neben Dalbusborn erscheint, durch. Die U-Form taucht n i e wieder auf. So fügen sich der historische, der topographische und der philologische Aspekt zwanglos zusammen.

5. Alten Höfe

Auf dem Dalbigsborg befinden sich bedeutende vorgeschichtliche Ringwallanlagen, deren ursprünglicher volkstümlicher Name ebenso wie bei der Goldgrube uns nicht überliefert ist. Auf diesem Areal ruht heute der Name „Alten Höfe“. Dieser Name kommt ebenfalls in der Gemarkung Oberstedten vor, und zwar an der Stelle, wo der Dornbach die Waldzone verläßt.

So klar die philologische Deutung dieses Namens als alte oder ehemalige Hofstätten¹ ist, so unbekannt ist der Sachbezug. (Neue Höfe wurden in dem reichhaltigen Oberstedter Flurnamengut nicht gefunden.) Da der vorgeschichtliche, bis ins frühe 19. Jahrhundert hinein benutzte „Plattenweg“, der über den Taunus führte, durch dieses Areal verläuft, ist die Anlage von Höfen durchaus denkbar. Der Wald war in der fränkischen Zeit Königsbesitz oder stand wenigstens im Schutze des Königs, worauf sowohl das älteste Weistumsfragment von 1398 wie auch die erwähnte Schenkung an das Münster zu Lorsch hinweisen.

Weitere entsprechende Belege sind die Flur „Hofestadt“ (bei Obervorschütz, Krs. Fritzlar-Homburg), die als kaiserzeitlicher, völkerwanderungszeitlicher und karolingischer Siedlungsplatz ausgewiesen ist. (Fundberichte aus Hessen, 12, 1972, S. 104.) Mitten im Kaufunger Stiftswald gibt es eine „Hobestatt“, deren Name in dem Bergwerk Hochstatt weiterlebt. Hier wird sich der Name von einer Siedlung, in der die Bergarbeiter wohnten, herleiten⁴. Nimmt man hinzu, daß die vorgeschichtlichen, römischen und frühmittelalterlichen Wehranlagen bei uns im allgemeinen als -burg überliefert sind: Alte Burg, Saalburg, Kapersburg, Schnepfenburg (eine motte), dann darf als sicher angesehen werden, daß der Name Althöfe ursprünglich nicht an den Ringwällen haftete, sondern auf diese übertragen wurde, so wie heute dieser Name den alten Namen des Berges zu verdrängen beginnt. Dieser Prozeß scheint erst jungen Datums zu sein, denn Elias Neuhoß unterscheidet in seiner „Nachricht von den Alterthümern ... bey Homburg v. d. Höhe“ noch deutlich zwischen dem Dallwigsberg und den „verschiedenen Redouten von Waldsteinen aufgeführt, welche die alten Hoefe heißen“. 2. Aufl. 1780, S. 61.

6. Zusammenfassung

Die Namen Dalbigsberg und -born einerseits und St. Albansbrönnen andererseits sind also

philologisch und räumlich wieder zu trennen. Damit bleibt die Deutung des ersten Namens, der der ältesten Bergnamenschicht unserer Gegend zuzurechnen ist, wieder offen. Der St.-Albans-Brunnen geht kaum auf das Mainzer Albanskloster, sondern auf eine St.-Albans-Kapelle, -Kreuz oder dergleichen oder auf einen der beiden Heiligen selbst zurück. Im Laufe des 16. Jahrhunderts verlor der Heiligename sein Sankt, im 17. Jahrhundert verschwand er gänzlich und wurde durch den vom Berge hinuntergewanderten Namen Dalbesborn verdrängt, nach dem der benachbarte Quell schon lange benannt war. Es wird sich bei ihm um den kleinen Dalbesborn handeln, der seit ca. 1860 unter diesem Namen bezeugt ist. — Läßt sich also beim Dalbesberg bzw. -born der Name philologisch nicht deuten, so läßt sich beim St.-Albanus-Brunnen die Bezeichnung sachlich nicht bestimmen. Es soll hier auf dieses Problem ebenso ausdrücklich wie auf den ebenso rätselhaften „Taufstein“ in der Niederstedter Gemarkung aufmerksam gemacht werden.

Auf dem Berge selbst vollzog sich ein ähnlicher Prozeß: Alte Höfe, die uns in sachlicher Hinsicht aktenmäßig nicht überliefert sind, übertrugen ihren Namen auf die eindrucksvollen prähistorischen Ringwälle. Über diese begann er den ursprünglichen Bergnamen Dalbesberg zu verdrängen, ein Prozeß, der noch nicht abgeschlossen ist.

Anmerkungen:

¹ Unter Heiligen-Flurnamen sollen hier nur mit Sankt zusammengesetzte Fl. N. verstanden werden.

² Solche Rodungen sind uns erstmalig im Jahre 1334 bezeugt, als Gottfried IV. von Eppstein „eindredhtlich und mit güden willen aller der merker ...“ um das Heil seiner (!) Seele willen „alle die roder [= Rodungen], die in der marka ligent, die zu den Hügen horent ...“ der Kirche St. Crutzen schenkt (Sauer, Nr. 2035). Hier dürfte es sich wohl um von ihm selbst — widerrechtlich — vorgenommene Rodungen handeln, denn die Rodungen der

Bauern hätte er wohl schwerlich für sein Seelenheil verschenken können. Zu beachten ist auch, daß die Kirche im Bereich der Hohemark-Dörfer lag.

- ³ Nur hinsichtlich der „Lazarius“-Fluren ist mit der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer Schenkung von Hohemark-Waldeigentum zu rechnen. Urkundlich ist uns für das Jahr 892 eine offenbar nicht unbedeutende Güterschenkung — u. a. werden 58 Hörige erwähnt — an das St. Nazarius-Münster zu Lorsch bezeugt. Gleichzeitig tauchen in einer Hubenliste 9 Huben und 20 Morgen Landbesitz auf. Ob diese beiden Angaben inhaltlich identisch sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Nun sind in der Kirchdorfer Gemarkung einige „Nazarius“-Fluren (bzw. ursprünglich eine Nazarius-Flur?), die später zu Lazarius-Flurnamen verballhornt wurden, bezeugt: „... [der] waldt genannt der Nazarius...“, wo ein Grenzstein der Hohemark steht (ao. 1547). Eine der Stumpfschen Karten führt um 1825 ein „Lazariusfeld“, das wohl mit der heutigen Flur „Im Lazarius“ identisch ist, sowie „Lazariuswiesen“ und „Lazariusgärten“ auf. (Fr. Lotz: *Geschichte... Homburg*, Bd. 1 1964, S. 234/6, 240.)

Hier besteht die Möglichkeit, daß dieses Areal ursprünglich zur Hohemark gehört hat und dem Kloster Lorsch geschenkt wurde. Eine derartige Schenkung könnte aber nur vom König vorgenommen worden sein und dann auch nur etwa zur Zeit Karls des Großen, da der fränkische König in der ältesten Zeit bedeutende Rechte über oder an der Waldmark hatte. (So auch W. Görlich mündlich. Vergl. auch E. G. Steinmetz im *Saalburg-Jb.* 7.) Später waren derartige Entfremdungen nicht mehr möglich.

Dieses steht nicht im Widerspruch zur Note 2, da es sich zum einen um eine der frühen Schenkungen an die Klöster Lorsch (und Fulda), die im 8. und 9. Jahrhundert zu Hunderten belegt sind — das St. Albansstift nahm damals eine gänzlich andere Position ein —, und zum anderen nicht um einen Berg oder um eine Bergkuppe, sondern um eine Rodung handelt.

- ⁴ Auch die Hub-Flur in der Kirchdorfer Gemarkung verdient eine Beachtung.

Literatur:

PETRAN, Marieluise: *Der Urselbach, eine namenkundliche Untersuchung* in: *Mitteilungen des Vereins*

für Geschichte und Heimatkunde Oberursel, H. 17 1972, darin S. 31.

FRIEDRICH, Josef: [Ein verschiedene Bergnamen bei Oberursel betreffender Leserbrief], in: *Oberurseler Kurier*, Nr. 31 v. 1. Juni 1976, S. 2.

ROSENBOHM, Rolf: *Frühmittelalterliche Gotteshäuser in und um Oberkaufungen*, in: *Kaufunger Hefte*, 1 1977, S. 4—28. — Darin: *Das Alte Kloster auf dem „Hexenberg“*, S. 11—17 und S. 19.

ROSENBOHM, Rolf: *Über unsere Burg-Flurnamen im allgemeinen und die Alte Burg im besonderen*, in: *Heimat im Bild*, Nr. 20 v. Mai 1975. — *Weitere Arbeiten in: Suleburc Chronik, Seulberg*, 6 1975, Nr. 2—3.

SCHOOF, Wilhelm: *Saalburg, Altkönig und Hohe Mark. Ein Beitrag zur Flurnamensforschung*, in: *Saalburg-Jb.*, 4 1921 = SA. — Darin: S. 10, N. 1.

Flurnamen-Exzerpte Reinhard MICHEL. Die meisten dieser Angaben gehen auf E. G. STEINMETZ zurück.

Flurnamensammlung im Stadtarchiv Oberursel

Im St. A. befindet sich außer einer Spezialsammlung flurnamenkundlicher Werke auch eine Flurnamenkartei. An beiden wird laufend gearbeitet. Um dem Übel, daß in weitaus den meisten onomatologischen Werken die Grundwörter untergehen, abzuhelfen, werden in die Kartei auch Grundwörter, die nicht als simplex vorkommen sowie Suffixe aufgenommen. Darüber hinaus werden von Fall zu Fall zu registerlosen Werken wie z. B. dem „Oberhessischen Sagenbuch“ von Th. BINDEWALD (1873/1972) umfassende Register angelegt oder die Register anderer Werke wie z. B. die Arbeiten von OTT für Klein-Auheim oder A. BACH für Bad Ems insbesondere auf die Grundwörter hin vervollständigt.

Der Zweck dieser Sammlung ist einerseits, Vergleichsmaterial zur Verfügung zu stellen, andererseits zu philologisch und historisch sicheren Deutungen zu kommen.

Karten

Gewannbuch [von ca. 1860], 1:500, Bd. 1 Kartenblätter 44—46.

Karte 1:5000, hrsg. vom Hessischen Landesvermessungsamt.

Absteinskarte des oberhalb der Stadt gelegenen Urseltals, nach 1600, sogenannte „Hirsch“-Karte. — St. A. Wiesbaden, Kopie im Stadtarchiv.

Ein keltischer Dreiwirbelstater von der Goldgrube

Von Fritz Schummer

Innerhalb der Ringwallanlage auf dem Goldgrubenberg, nordwestlich von Oberursel, sind schon seit Jahren zahlreiche Spätlatèneufunde, z. T. bei Ausgrabungen, zutage gekommen¹. Diese Funde und weitere Beobachtungen erlauben, die latènezeitliche Siedlung am Rande des Taunus als Oppidum (lat. = Stadt) anzusprechen.

Unter den Neufunden verdient eine keltische Goldmünze besondere Aufmerksamkeit. Sie wurde zusammen mit einer Wandscherbe aus Graphitton im Juli 1974 bei Begehungen entdeckt². Die genaue Fundstelle befindet sich südöstlich des heutigen Waldweges, der das Zangentor bei den sogenannten „Hangelsteinen“ mit dem östlichen Tor des Goldgruben-Kernwerks verbindet (Abb. 1). Viele Siedlungsauf-

schlüsse und Funde kennen wir aus diesem leicht nach Südost abfallenden Ringwallareal. Die Münze und die Graphittonscherbe lagen unmittelbar unter dem humosen Waldboden auf dem steinigen, hellgelben Verwitterungslehm³.

Bei der Münze handelt es sich um einen goldenen Dreiwirbelstater von 7,05 g Gewicht entsprechend Forrer Typ 399 (Abb. 2). Das Stück besitzt keine Spuren einer durch längeren Umlauf entstandenen Abnutzung. Die Vorderseite zeigt einen Dreiwirbel und einen Blätterkranz, die Rückseite eine Pyramide aus sechs Kreisäugen und einen in Zickzacklinie aufgelösten, in Kreisäugen endenden Torques (Halsring), dessen offene Seite ebenfalls durch eine Zickzacklinie geschlossen ist.

Ausführlich hat sich zu den Dreiwirbelstateren

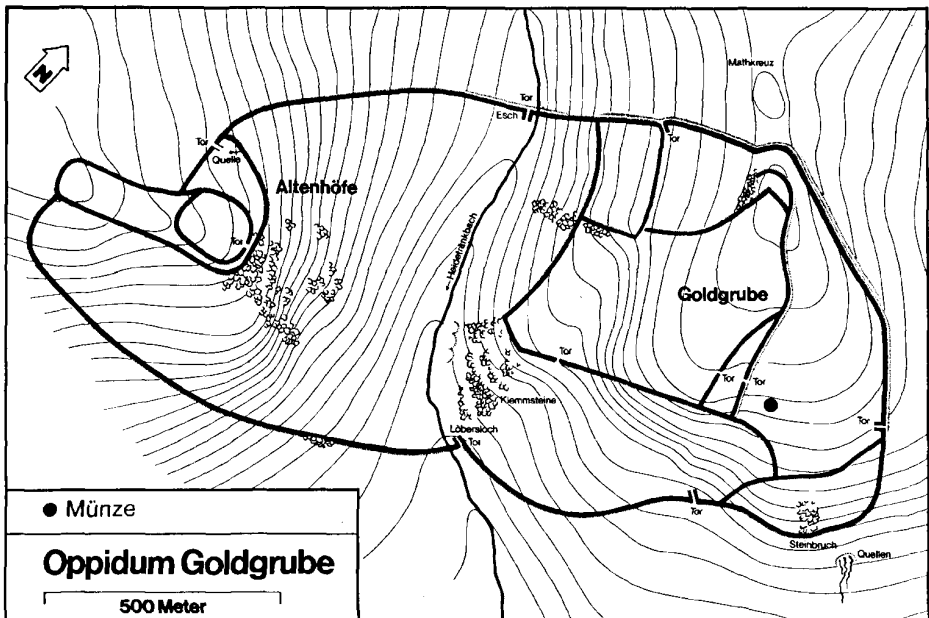


Abb. 1: Oppidum Goldgrube, Hochtaunuskreis. Planskizze der Anlage (nach C. L. Thomas) mit Eintrag der Münzfundstelle.



Abb. 2: Oppidum Goldgrube. Keltischer Dreiwirbelstater aus Gold. (Forrer 399). M = 2 : 1. Foto: F. Sinn.

R. Forrer geäußert⁴. Er sieht in ihnen Gepräge der Germanen im keltischen Grenzgebiet. Forrer schließt es aus der Verbreitung des Münztyps u. a. am Niederrhein — der Auflösung des Torques in Zickzacklinien, der Kugeln in Kreisringen, ferner aus dem vielfach verwendeten unedlen Metall und dem entsprechend meist relativ geringen Gewicht. Bei den Goldprägungen, wie sie vor allem aus dem Mardorfer Schatzfund⁵ und neuerdings von der Goldgrube bekannt sind, läßt sich eine Prägung durch Germanen nicht feststellen. Auch Forrer hält sie für älter als andere aus minderem Material, wie sie z. B. im Münzfund von Bochum⁶ vorkommen.

Das Verbreitungsbild der goldenen Dreiwirbelstater entspricht dem der keltisch „vindelikischen“ Vogelkopfmünzen vom Typ Forrer 398, nur kommen sie seltener vor (siehe Karte Abb. 3):

1. Mardorf, Kr. Marburg-Biedenkopf.
2. Kirchberg, Schwalm-Eder-Kreis.
3. Stieldorf, Rhein-Sieg-Kreis.
4. Andernach, Kr. Mayen-Koblenz.
5. Frankfurt-Höchst.
6. Goldgrube, Kr. Hochtaunus.
7. Donauwörth, Kr. Donau-Ries.
8. Burggriesbach, Kr. Neumarkt i. d. Opf.
9. Hohenburg, Kr. Amberg-Sulzbach.
10. Manching, Kr. Pfaffenhofen a. d. Ilm.
11. Lausanne.

Materialuntersuchungen von A. Hartmann⁷ ergaben, daß die goldenen Dreiwirbelstater aus

dem gleichen Gold bestehen wie keltische Münzen aus Süddeutschland, lediglich ist ihnen mehr Silber zugesetzt. I. Kappel⁸ schließt nicht aus, daß das Oppidum Amöneburg, am Rande des keltischen Gebiets, als Münzstätte in Frage kommt. Es hat die Lage, die man von dem Prägeort dieser Goldmünzen erwarten würde: ... in Kontakt mit süddeutscher (vindelikischer) Münzprägung, über das Lahntal aber durchaus benachbart dem Verbreitungsgebiet jener späteren ähnlichen Prägungen aus mindercem Material am unteren Rhein.

Wann genau innerhalb des letzten vorchristlichen Jahrhunderts der Münzfund von der Goldgrube anzusetzen ist, kann natürlich nicht exakt geklärt werden. Die bekannten vindelikischen Regenbogenschüsselchen kommen erst im ersten vorchristlichen Jahrhundert vor, und auch da nicht ganz zu Beginn. Die Dreiwirbelstater sind vermutlich unmittelbar anschließende Prägungen, für die ein allzu großer zeitlicher Abstand kaum angenommen werden kann. Forrer schreibt: ... Überall gehen die Schüsselmünzen herab an die Zeitgrenze, da das betreffende Land, der betreffende Stamm durch Einverleibung in das alles aufsaugende Römerreich die Selbständigkeit und damit die eigene Münzgerechtigkeit für Goldprägung verlor.

Der goldene Dreiwirbelstater ist keineswegs der einzige keltische Münzfund von der Goldgrube. Eine Silbermünze⁹ (ähnlich Forrer Typ 192—194) wurde schon vor Jahren bei den Ringwällen gefunden; eine andere¹⁰ (Forrer Typ

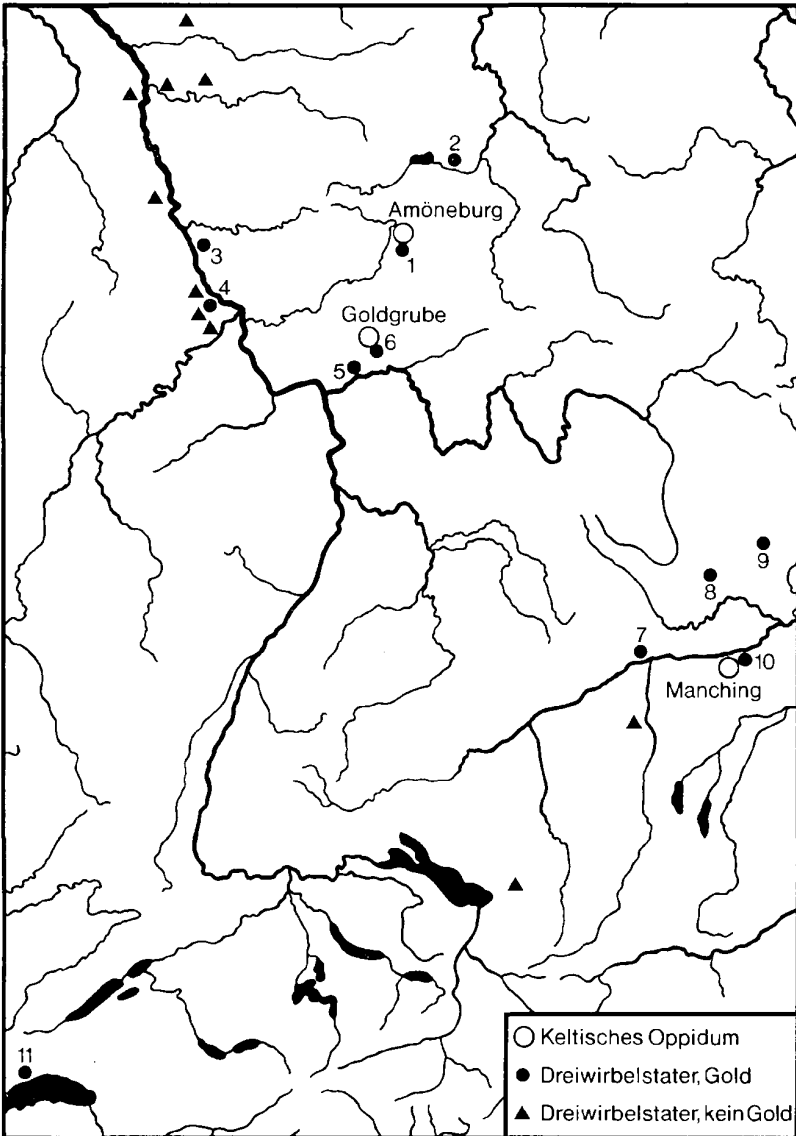


Abb. 3: Verbreitung der Dreiwirbelstater.

352) entdeckte man 1955 im Ostteil der Anlage. Unter dem neuen Fundmaterial¹¹ befinden sich u. a. mehrere Potinmünzen der Leuci (ähnlich Forrer Typ 48), mehrere Silbermünzen (Forrer Typ 352), ein Silber-Quinar der Nord-Helvetier (Forrer Typ 512) und eine Potinmünze der Catalauni (ähnlich Forrer Typ 70).

Die keltischen Münzfunde weisen auf die Bedeutung der Goldgrube in der Spätlatènezeit hin. Sie erweitern ferner unser jetziges, noch recht lückenhaftes Bild vom damaligen Verkehr und Handel. Während die Münzen zum größeren Teil auf einen Handel mit in Süddeutschland und Gallien ansässigen Kelten weisen, deutet der goldene Dreiwirbelstater auf Beziehungen hin, die sich vielleicht in der nördlichen keltischen Randzone abspielten.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. H. BEHAGHEL, Die Eisenzeit im Raume des rechtsrheinischen Schiefergebirges (1949), 102 ff., Tafel 19, A, u. Tafel 40, A. — H. SCHÖNBERGER, Die Spätlatènezeit in der Wetterau, Saalburg-Jahrbuch 11 (1952), 37 f., 124 u. Tafel 27, 59—84. — D. BAATZ, Neue Funde aus dem Oppidum über dem Heidetränk-Tal nördlich von Frankfurt a. M., Germania 36 (1958), 453 ff.
- ² Finder war der Verfasser. Die Graphitonscherbe wird unter der Inv.-Nr. Kronberg 74-255 im Vortaunus-Museum Oberursel aufbewahrt; die Goldmünze verblieb unter der Inv.-Nr. Kronberg 74-230 im Besitz des Finders.
- ³ Eine dunkler gefärbte Kulturschicht war an der Fundstelle nicht zu beobachten, der Boden sah vollkommen steril aus.
- ⁴ Vgl. R. FORRER, Keltische Numismatik der Rhein- und Donaulande (1908), Triquetrumgepräge.
- ⁵ Vgl. W. SCHICK, Der Goldfund von Mardorf, Heimatschollen 1 (1921), 21 f. — K. A. MÜLLER, Rund um Wall und Wehrturm, Das 1200jährige Mardorf in Geschichte und Gegenwart (1955 u. 1974), 197 ff.; 255 Nr. 88 und Karte am Ende des Buches. — I. KAPPEL, Der Münzfund von Mardorf und andere keltische Münzen aus Nordhessen, Germania 54 (1976), 95 ff.
- ⁶ Zum Münzfund von Bochum aus dem Jahre 1907 siehe R. FORRER, Triquetrumgepräge.
- ⁷ Vgl. A. HARTMANN, Ergebnisse spektralanalytischer Untersuchungen an keltischen Goldmünzen aus Hessen und Süddeutschland, Germania 54 (1976), 102 ff.
- ⁸ Vgl. I. KAPPEL, Germania 54 (1976), 95 f.
- ⁹ Vgl. Mitt. d. Ver. f. Gesch. u. Altde. Frankfurt a. M. 2 (1864), 97, Abb. 2. — H. SCHÖNBERGER, Germania 34 (1956), 152 ff.
- ¹⁰ Vgl. D. BAATZ, Germania 36 (1958), 457 f., Abb. 5. — F.-R. HERRMANN, Die vorgeschichtlichen Funde und die Geländedenkmäler der Kreise Obertaunus und Usingen, Saalburg-Jahrbuch 17 (1958), 32 f.
- ¹¹ Die Neufunde wurden bei intensivem Absuchen des Geländes in den Jahren 1972—1976 entdeckt. Sie werden z. T. im Vortaunus-Museum Oberursel aufbewahrt.

Berichtigung:

zu Josef BENZING, Studenten ... auf der alten Universität zu Mainz (Heft 19, Seite 9 ff): Das Erscheinungsjahr von Georg PALZER: „Verzeichnis der Geistlichen des Erzbistums Mainz und des Bistums Worms“ muß 1938 lauten (nicht 1738). Siehe Heft 19, Seite 75/10.

Das Geschlecht der Fleming mitsamt ihren Linien Fleming von Münster, von Husen und von Steden. I

Ursprung, Stammsitz und ältere Geschichte

von Rolf Rosenbohm

1. Vorbemerkung

August Korf, der erste Stadtbibliothekar und Stadtarchivar von Oberursel, hat sich als erster und offenbar auch als einziger mit zwei adligen Familien beschäftigt, die er mit dem untergegangenen und dann zu Oberursel eingemerkten Dorf Hausen, das er in der Gegend der Fabriken von Berger und Stadermann lokalisiert, sowie mit dem Höhenzug Flemig (heute ebenfalls Gemarkung Oberursel) in Verbindung brachte. Über eine Zusammenstellung der betreffenden Urkunden ist er nicht hinausgekommen, insbesondere hat er die angenommene Beziehung dieser Familien zu dem Dorf Hausen und dem Höhenzug weder erläutert noch erhärtet. Spätere Forscher haben seine Bemühungen nicht wieder aufgegriffen, teils aus mangelndem Interesse, teils wegen der Schwierigkeiten, die dieses Problem zweifellos für sie bot. Die Kalkheimer und Eppsteiner Lokalforschung hat — ohne Kenntnis der Korfschen Bemühung — mehr oder weniger stillschweigend die beiden Familien für sich in Anspruch genommen aus dem schlichten Grunde, weil es in ihrer Gegend ebenfalls ein Hausen, nämlich ein Hausen vor der Sonne, und einen Hof Häusel („Husel“) gibt. Sie konnten sich dabei auf W. Sauer berufen, der in den Nassauischen Annalen Bd. 19 1885/86 auf S. 57 geschrieben hatte, daß im 12. Jahrhundert ein edelfreies Geschlecht von Husen existierte und „sich im Laufe des 12. Jahrhunderts von Husen, von Flemingeshusen oder von Flemig nannte nach seinem Stammsitze, dem Hofe Husen oder Flemingeshusen nahe bei Eppstein“. Auf Befragen des Eppsteiner Stadtarchivars, B. Picard, wo die Höfe Husen und Fleminghusen lägen, erwiderte dieser, daß ersterer für den Hof Häusel gehalten werde und die Lage von letzterem unbekannt sei.

So steht Hypothese gegen Hypothese und die ganze Diskussion ist wieder ein Beispiel für die Notwendigkeit des Gedankenaustausches der Lokalforscher untereinander und eines Kontaktes mit der Landesforschung.

Für die Oberurseler Forschung liegt z. Z. ein konkreter Anlaß für eine Klärung des Problems vor, da von seinem Ergebnis die Frage abhängt, ob und inwieweit die beiden Sippen in die derzeit in Arbeit befindliche Chronik der drei Stedten-Dörfer: Ober-, Mittel- und Niederstedten aufgenommen werden müssen. Abgesehen von den urkundlichen Nachrichten haben wir den ziemlich aussagekräftigen Fixpunkt, daß die Flemingie die drei Eppsteiner Sparren, die Huser den Zickzackbalken der Brendel sowie die Steden einen nach links steigenden Löwen im Siegel führten.

Wir wollen daher zunächst diese Familien getrennt behandeln und sehen, wie weit wir damit kommen.

2. Älteste Nachrichten: Die drei Brüder Heinrich I., Swiker und Theoderich von Fleming.

Die Flemingie treten für uns sehr spät in Erscheinung und zwar erstmalig im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts mit den Rittern Heinrich Fleming und seinem Bruder Swiker. Swiker erscheint übrigens nie mit seinem Familiennamen („Henricus Flemingus, Swickerus frater suus . . ., milites“. Sauer Nr. 806, de ao. 1270). Beide Brüder treten ausschließlich als Zeugen oder als Bürgen meist zugunsten der Herren von Eppstein auf. Swiker wird dabei einige Male als Eppsteiner Burgmann bezeichnet („Swikerus miles, castrensis in Eppenstein“, oder: „Swikerus, castrensis ipsius (sc. G[ottfredi] de Eppenstein“). (Sauer 1045 und 1044). Ein dritter Bruder taucht ein einziges Mal im Jahre 1285 auf: Theoderich, genannt Fleming (Sauer Nr. 1043).

Fassen wir dieses vorläufige Ergebnis zusammen, so treten uns drei Brüder entgegen, deren angeschenster und ältester offenbar Heinrich ist, dessen jüngerer Bruder Swiker als Burgmann auf EPPSTEIN und vorübergehend als Pächter des Mainzer Altmünsterer Hofes zu MARXHEIM nachweisbar ist, während wir über den dritten, Theoderich, keine näheren Aussagen

zu machen vermögen. Heinrich werden wir räumlich nicht allzuweit von seinem jüngeren Bruder zu suchen haben. Insgesamt weisen die Urkunden den Raum zwischen Main und Taunuskamm und Wiesbaden und Höchst als das Wirkungsfeld der drei Brüder aus.

Es folgt dann eine weitere Urkunde, bei der es unsicher ist, ob man sie unserem Heinrich oder seinem gleichnamigen Sohn zuzuweisen hat. In dieser Urkunde beurkunden im Jahre 1304 der Dekan des Bartholomäusstiftes zu Frankfurt als Sachwalter („iudex causarum“) des Klosters Arnsburg und der Ritter Heinrich genannt Fleming als SCHULTHEISS ZU MÜNSTER-LIEDERBACH gewisse Besitzverhältnisse in Münsterliederbach und Kelkheim (Saur, Nr. 1346). — In der folgenden Urkunde aus dem Jahre 1323 haben wir es ganz sicher mit dem Sohn zu tun, der hier als „Ritter von Münster“ erscheint. Er und seine Frau Demud verkaufen dem Prämonstratenserkloster Retters ein Teil ihres Landes beim Dorfe SCHNEIDHAIN.

Soweit die erste Aussage der Urkunden. Die Beziehung zu den Eppsteinern läßt uns zu den inhaltsreichen Eppsteiner Lehnverzeichnissen greifen, die inhaltlich bis in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts zurückreichen. Erstaunt stellen wir fest, daß auch dort die Fleming spät in Erscheinung treten und zwar zunächst mit den beiden uns bereits bekannten Brüdern Heinrich und Swiker. Die eine, nicht unmittelbar verständliche Nachricht ist wohl so aufzufassen, daß ein den Eppsteinern zustehender Zins von 10 Mainzer Schillingen in BRECKENHEIM von diesen an „Swikero militi et Flemingo“ gegeben worden ist (S. 122). Auf Grund unserer Kenntnis werden wir im Fleming unseren Heinrich zu erblicken haben¹. Dieser Fleming besitzt als EPPSTEINER Burglehen 20 Malter Korn, die von gewissen Breckenheimer Mansen aufzubringen sind (S. 122). Auch der Swiker, der in Liederbach Güter hat (S. 59),

¹ So auch WAGNER in der Edition der Lehnverzeichnisse, S. 39, Register S. 202, und S. 122, Note 2.

dürfte mit unserem Swiker personengleich sein, und die Adeleidis von Liederbach (S. 119), sollte von der Flemingforschung zumindest in Betracht gezogen werden (Vergl. unsere Linie 1). Also auch in dieser Quellengruppe treten die Fleming sehr spät auf.

Fassen wir das vorläufige Ergebnis zusammen, so ergibt sich, daß der Zuname Fleming zweifellos eine Herkunftsbezeichnung ist: Mutmaßlich um oder nach 1250 wanderte aus Flandern ein Ritter aus, der sich eine neue Existenz suchte. Irgendeine Beziehung zum Oberursel-Stedtener Höhenzug Flemig ist nicht nachweisbar, beim derzeitigen Forschungsstand auch nicht wahrscheinlich. — Dieser Höhenzug dürfte jedoch genauso wie sein viel bedeutenderer Namensvetter Fläming in der Mark Brandenburg auf eine flämische Ansiedlung zurückgehen, sei es durch eine Adelsfamilie, sei es durch eine Gruppe von Bauern, sei es durch einen Lokatoren. Diese Frage ist — dieses muß betont werden —, zur Zeit noch völlig offen. — Gensicke hatte in einem Gespräch die Liebenswürdigkeit, darauf hinzuweisen, daß der Name Fleming auch daher rühren könne, daß ein einheimischer Angehöriger dieses Geschlechtes nach Flandern gezogen und wieder zurückgekehrt sei. Welche Auffassung richtig ist, muß z. Z. offenbleiben. Nach dem bis jetzt gewonnenen Bild hat es den Anschein, daß diese Sippe sich in der Gegend des Liederbaches niederließ. Dieser Anschein kann jedoch trügen und bleibt bis zum Abschluß unserer Untersuchung eine begründete, jedoch unbewiesene Annahme. Auf Grund der Herkunft der Flemingie darf also aus der Wappengleichheit nicht auf eine Verwandtschaft mit den Eppsteinern geschlossen werden.

3. Die Linie Heinrich I. und Margaretha Fleming von Husen (und von Münster). (Linie 1)

Nun sind wir infolge von Zeugenaussagen in der Lage, eine dieser Linien durch drei Generationen hindurch exakt verfolgen zu können und überdies noch in Zusammenhang mit einem

Hofbesitz und zwar den Hof Husen oder Fleminghusen, der laut dieser Aussagen ein und derselbe Hof ist und nicht mit dem Hof Häusel bei Vockenhausen identisch ist, da dieser „Husel“ heißt, was „Häuslein“ bzw. „Häusel“ bedeutet.

Es muß aber gleich hinzugefügt werden, daß durch diese Nachfahrentafel, die im wesentlichen bereits von Sauer aufgestellt worden ist, das Bild zwar klarer wird, wir aber keine weiteren Antworten auf unsere Frage nach dem Ursitz der Flemingie in ihrer neuen Heimat erhalten.

Wir erfahren jetzt, daß Heinrich I. gemeinsam mit seiner Frau Margaretha „den hoff zu Fleminghusen“ besaß. Da die beiden Zeugen aus Münsterliederbach stammen, dürfen wir annehmen, daß dieser Hof in nächster Nähe von Münster zu suchen ist, ja sehr wahrscheinlich innerhalb dieser Gemarkung lag. Diese Annahme scheint durch das Amt des Sohnes Heinrich II., der „Schultheiß zu Münsterliederbach“ war, und ferner durch die Bezeichnung „von Münster“ bestätigt zu werden.

Wir dürfen den Zusatz „von Münster“ nicht im Sinne einer Ursprungsbezeichnung der Sippe auffassen, sondern lediglich als Kennzeichnung der betreffenden Linie, die damals ihren Sitz in Münster hatte. Uns werden noch mehrere derartige Charakterisierungen begegnen. Seit wann der Hof Fleminghusen im Besitz der Familie ist, entzieht sich unserer Kenntnis.

Heinrich II. und seine Frau Demud verkaufen im Jahre 1323 dem Kloster Retters ein Stück Land beim Dorfe Schneidhain.

Wir müssen uns nun dem Hof Fleminghusen zuwenden, über dessen Besitzgeschichte zwischen ca. 1270—1363 wir infolge der Zeugenaussagen bis ins einzelne informiert sind (Sauer, Nr. 2997 und 925 Anm.). Heinrich I. und seine Frau Margaretha besitzen das Gut gemeinsam als Voll-eigentum (Allod). Nach ihrem Tod geht es in vier Teile, während die jüngste Tochter mit einem anderen Hofe abgefunden wird, bis es dem Enkel, Gottfried von Eppstein, Dechant

von St. Stephan in Mainz, mit Hilfe seiner Einkünfte als Domherr nach und nach gelingt, die Anteile seiner Onkel und Tanten zu erwerben, so daß der Hof wieder in eine Hand gelangt (vor 1360). Durch einen entsprechenden Vermerk von G. Chr. Joannis in seinem *Scriptores rerum Moguntiacarum*, Bd. 2 1722, S. 555, sind wir in der glücklichen Lage, die weitere Geschichte dieses Hofes verfolgen zu können. Am 14. Februar 1360 vermachte er testamentarisch dem Chor von St. Stephan „curiam suam in Husen cum aedificiis“ und allem weiteren Zubehör („seinen Hof mit den Gebäuden etc.“). Etwa einen Monat später stirbt er. Damit war der Hof endgültig der Familie verloren gegangen. Die Aufteilung dieses Hofes sowie sein allmählicher Aufkauf durch den pfründenbesitzenden Eppsteiner Verwandten beweist, daß diese Linie der Flemingie total verarmt war.

Jetzt erhoben aber die Erben des verstorbenen Dechanten Erbensprüche an den Besitz, die schließlich am 14. Juni 1363 derart beigelegt wurden, daß das Stephansstift den Hof an des Dechanten Großnichte, Isengart von Eppstein, den Frankfurter Richter Dyle Keppeler und dessen Frau Sezele [von Sulzbach] und deren Bruder, den Knappen Konrad von Sulzbach, zur gesamten Hand für 140 Pfund und 81 Malter zuzüglich einer jährlichen Rente von 24 Malter Korn verkauft.

Es ist Aufgabe der Lokalforschung, diesen Hof zu identifizieren.

(Fortsetzung folgt)

Zur Verantwortung

Gedruckte Urkunden- und Regestensammlungen:

SAUER, W.: *Codex diplomaticus Nassovicus*, I, 1—3.

BÖHMER-LAU: *Codex diplomaticus Moenofrancofurtanus*, 2 Bde., Frankfurt 1901—1905.

WAGNER, Paul: *Die eppsteinischen Lebensverzeichnisse ... des XIII. Jahrhunderts*, Wiesbaden 1927.

KORF, August: *Das eingegangene Dorf Hausen, das Geschlecht derer von Hausen und der Flemingie von Hausen*, in: *Oberurseler Lokalanzeiger v.*

25. Mai und 1. Juni 1912 = Wiederabgedruckt in: *Der Taunuswächter*, 1 1926, Nr. 5 und Nr. 6 vom März. — Im Grunde nur eine recht brauchbare Regestensammlung. — Vh. im St.A. Oberursel.

Ferner wurden die bekannten älteren Urkundeneditionen benutzt:

BAUR, L.: *Hessische Urkunden*, Bd. 5 1873. — Recht ergiebig. — Vh. LB. Wiesbaden.

JOANNIS, G. Chr.: *Scriptores rerum Moguntiacarum*, Frankfurt 1722—1727 — Vh. LB. Wiesbaden.

JOANNIS, G. Chr.: *Tabularium litterarumque veterum spicilegium*, Frankfurt 1724 — Vh. LB. Wiesbaden.

WENCK, H. B.: *Hessische Landesgeschichte*, 3 Bde. 1785—1803 — Vh. LB. Wiesbaden.

WÜRDTWEIN, St.A.: *Subsidia diplomatica*, Tl. 6, Heidelberg 1775 — Vh. LB. Wiesbaden.

Ungedruckte Urkunden- und Regestensammlungen:

Repertorium Homburg. Urkunden. — Bis 1500 ausgewertet. — Vh. im St.A. Wiesbaden, Abt. 310.

Diplomatarium Wetteraviae, Abt. Familien und Personen. — Im St.A. Oberursel.

Die Wetterfahne auf dem Hause Strackgasse 4, Oberursel

Von Waldemar Kolb

Das inzwischen renovierte Fachwerkhaus Strackgasse 4 in der Oberurseler Altstadt zeichnet sich nicht nur durch Schnitzereien im Fachwerk, sondern auch durch eine alte Wetterfahne auf dem Giebel aus, die neben dem Stadtwappen in Form der gekreuzten Pfeile die Jahreszahl 1659 zeigt. Das freie Ende der Fahne ist als Fisch ausgebildet, der nach einem kleinen ausgeschnittenen Mond schnappt und heftig mit dem gespaltenen Schwanz schlägt.



Abb. 1: Die Wetterfahne nach ihrer Abnahme.

Die Jahreszahl 1659 stimmt mit derjenigen in der Wetterfahne des alten Rathauses überein, so daß es Spekulationen darüber gegeben hat, ob die Wetterfahne des Hauses Strackgasse 4 etwa früher für das städtische Gebäude angefertigt worden sein könnte. Auch das Stadtwappen schien in diese Richtung zu deuten. Doch gerade dieses zweite Argument läßt sich entkräften, gibt es doch in unmittelbarer Nähe ein weiteres Beispiel für ein Stadtwappen in einer Inschrift an einem Privathause: Gerade gegenüber, im Hof des Anwesens Strackgasse 5, ist im Sturz des Scheunentores die Inschrift eingeschnitten: „Anno 1655 den 12. Aprill aufgeschlagen. Hans Paul Walnaw hat mich erbawet.“ Mitten in der Jahreszahl sind die gekreuzten Pfeile des Stadtwappens angebracht. Das Stadtwappen am Hause dokumentiert den Bürgerstolz der Städter.

Im Oktober 1976 ergab sich nun die Möglichkeit, die Windfahne von nahem in Augenschein zu nehmen. Sie war nämlich zwecks Reparatur oder Anfertigung einer Kopie abgenommen und in die Werkstatt des Oberurseler Kupferschmiedes Janz gebracht worden. Dort zeigte sich nun, daß die Jahreszahl 1659 nicht ursprünglich ist, sondern bei einer früheren Reparatur verändert



Abb. 2: Jahreszahl und Stadtwappen der Wetterfahne, Vorderseite.



Abb. 3: Jahreszahl der Wetterfahne, Rückseite.

Alle Fotos: W. Kolb

worden ist. Es war schon früher aufgefallen, daß die Ziffern nicht gleichmäßig verteilt waren, sondern nach links zusammengedrängt standen, während rechts noch Platz frei war. Es stellte sich nunmehr heraus, daß nur die beiden Ziffern 5 und 9 eine Einheit mit dem übrigen Blech der Wetterfahne bildeten, während die davorgesetzten Ziffern 1 und 6 mittels Blechnieten nachträglich befestigt waren.

Ursprünglich waren alle Ziffern — wie auch die Pfeile des Wappens — dadurch entstanden und gebildet worden, daß der ausgesparte Raum um sie herum mit der Blechschere ausgeschnitten wurde und nur die Ziffern und die Pfeile stengelassen wurden. In dem für die Jahreszahl vorgesehenen Rahmen stehen nun die beiden Ziffern 5 und 9 ziemlich in der Mitte, so daß sowohl vor der 5 wie hinter der 9 gleich viel Platz frei bleibt, offenbar für je eine Ziffer. Bei genauem Hinsehen lassen sich, besonders gut auf der Rückseite, noch deutlich die Stellen ausmachen, wo diese Ziffern ehemals mit dem umrahmenden Blech zusammenhingen. Dort sind sowohl am oberen wie am unteren Rand noch kleine Reste der ausgebrochenen Ziffern zu erkennen.

Diese Beobachtung ergibt also unzweifelhaft, daß die Ziffern 5 und 9 tatsächlich die beiden mitt-

leren Ziffern der ursprünglichen Jahreszahl darstellen, vor denen nur eine 1 ergänzt werden kann. Die ursprüngliche Jahreszahl lag also zwischen 1590 und 1599 einschließlich.

Die Ergänzung der letzten Ziffer ist aus den Resten der Wetterfahne allein leider nicht möglich. Um die Ziffer 6 (oder umgedreht 9) kann es sich jedoch nicht handeln. Denn einmal ist die vorhandene, ergänzte 6 nicht ursprünglich, wie der Vergleich mit der schlankeren und in der Ecke scharf ausgeschnittenen originalen 9 zeigte. Außerdem liegen die Reste der Befestigungsstellen annähernd senkrecht übereinander, während bei der schrägliegenden 9 und ebenso bei einer eventuellen 6 die untere Befestigungsstelle weit vor der oberen liegen müßte (vergl. die vorhandene 9). Weitere sichere Aussagen für oder gegen andere Ziffern dürften kaum möglich sein.

Zusammengefaßt berichtet uns die alte Wetterfahne also, daß das Haus, für dessen First sie einstmals angefertigt worden ist, innerhalb des letzten Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts — nicht vor 1590 und nicht nach 1598 — erbaut worden ist. Ob das genannte Haus an derselben Stelle gestanden hat wie das jetzige Haus Strackgasse 4, ist nicht zu beweisen, aber sehr wahrscheinlich.

**Vorteilhaft
Mode kaufen.**



**Informieren
Sie sich
bei uns.
Wir haben
ein
umfassendes
Mode-
Angebot**

**... und preislich
„liegen“ wir
vernünftig niedrig**

**Das große Bekleidungshaus für Leute, die das Besondere suchen und die rechnen können.
Auf rund 1500 qm zeigt STRAUB die neue Mode.**

**Unser Haus ist montags bis freitags von 8.00
bis 18.30 Uhr, samstags von 8.00 bis 14.00 Uhr,
an langen Samstagen von 8.00 bis 18.00 Uhr,
jeweils durchgehend geöffnet.**

STRAUB

**Oberursel An den Drei Hasen
Telefon (06171) 55038**